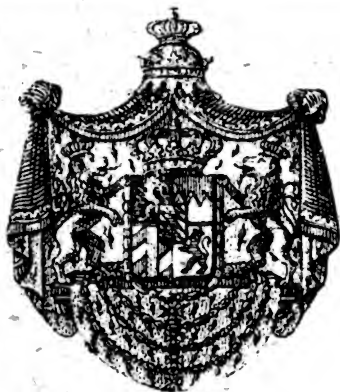


9, 9 cm



Von der Tyrannei.

Von dem

Grafen Victor Alfieri.

Neu übertragen und mit einem Vorwort

begleitet von

F. Freiherr von Fennberg.

Impune quaelibet facere id est regem esse.
Sallust. Bell. Jugurth. Cap. 31.

Mannheim, 1845.
Verlag von Heinrich Hoff.

Seinem

hochverehrten, unglücklichen

Landsmanne

Professor Sylvester Jordan,

als ein schwaches Zeichen seiner Hochachtung

Der Herausgeber.

Vorwort.

Pazienza è mestier, che il cor mi smalte.
Alfieri.

Im Jahre 1777 schrieb Victor Alfieri sein Buch von der Tyrannei. Es war, obgleich zuletzt veröffentlicht, doch das erste Buch dieses starren, unbeugsamen Republikaners, dessen jugendliche freiheitsathmende Seele, empört von den Schreckensbildern der Tyrannei jener Zeiten, ihren Empfindungen jene Worte

lieh, die wir jetzt beinahe nach einem Jahrhundert unseren Zeitgenossen wieder zurückrufen.

Da die deutsche Bescheidenheit noch immer nicht umhin kann, wenn sie es wagt, ein Buch in die Welt zu senden, demselben als Entschuldigung seiner Geburt die Berufung auf das Zeitgemäße derselben beizufügen, so wollen auch wir, ohne eben unserer Bescheidenheit Weihrauch zu streuen oder die Existenz dieses Buches zu entschuldigen, in deutschester Unterthänigkeit bemerken, daß die Wahrheit ewig zeitgemäß bleibt, sie möge nun in den Sprüchen des Confucius, in den Worten über die Tyrannei oder den hinkenden Hexametern eines deutsch-griechischen Dalai-Lama der Neuzeit, enthalten

sein. Gründliche deutsche Gelehrte, ja sogar ein großer deutscher Dichter hat Alfieri's Gesinnungen verdächtigen wollen; und sieh, sie haben herausgeklügelt, er sei eigentlich ein starrer Aristokrat und tyrannischer Natur gewesen, der nur deshalb die Tyrannen gehaßt, weil er selbst eine Tyrannenader in sich gefühlt habe. Die wohlgeborne deutsche Natur verläugnet sich doch in keinem Deutschen, und ein solcher findet es natürlich unglaublich, daß ein hochgeborner Graf von altem Vollblute ein so respektwidriges Buch, worin von Fürsten und Dummköpfen, Ministern und Schurken gleichzeitig die Rede ist, geschrieben haben sollte. Um seine hochadelige Gesinnung zu beweisen, hat man seine unschuldige Grille, die Idee des

Homer=Ordens hervorgezogen und gesagt, seine Natur sei doch, wie diese Idee zeige, durch und durch hoffähig und adelig gewesen. Alfieri hatte sich selbst den Homer-Orden als Belohnung seiner literarischen Verdienste beigelegt, aber er würde, hätte er zu unsern Zeiten gelebt, gewiß den Orden pour le mèrite ausgeschlagen haben.

Alfieri ist in seiner Weise der Mirabeau Italiens, nur steht sein persönlicher wie politischer Charakter weit unbescholtener und erhabener da. Alfieri ist als Mensch eben so groß wie Politiker, und sein ganzes Leben erinnert an strenge republikanische Einfachheit. Um sich den Wissenschaften und seinem Vaterlande widmen zu können, entsagte er selbst

seinem Vermögen, das er bis auf eine unbedeutende Rente seiner Schwester abtrat, und lebte später selbst in Entbehrungen und Noth, stets sein erhabenes Ziel, das italienische Volk für die Freiheit zu entflammen und es ihrer würdig zu machen, verfolgend. Da ihm zu handeln nicht vergönnt war, so ward er der Mas Aniello der Rede, des freien Wortes, das selbst unter den damaligen tyrannischen Regierungen nicht in den schmachvollen Fesseln der Knechtschaft schmachtete. Die Bühne war sein Kampfplatz, von dem aus er auf die schlaftrunkenen Völker Italiens mit gewaltigen Worten einstürmte und den schlummernden Geist der Freiheit erweckte.

Der historische Unterschied zwischen

Beiden ist der, daß Mirabeau eine schon zur Revolution reife, in der wildesten Gährung befindliche Nation fand, die für jeden revolutionären Eindruck empfänglich, bereit war, sich für Jahrhunderte erlittener Knechtschaft zu rächen. Die Vorläufer und Erwecker der französischen Revolution, die Philosophen des 18. Jahrhunderts hatten schon die geistigen Fesseln gesprengt und als Mirabeau dem Marquis von Brézé in der Nationalversammlung zurief, er möge seinem Herrn sagen, die Macht des Volkes halte die Deputirten hier versammelt, da war auch die materielle wie früher die geistige Revolution des Volkes in sich vollendet und das blutige Gespenst des englischen Carls sollte in dem schwachen Ludwig

bald den Gefährten finden. Es war entschieden, noch ehe der letzte Schatten der königlichen Macht verbleicht war, daß ein zweites Königshaupt als Sühne der Bartholomäusnacht und tausendfältiger Gräuelthaten königlicher Tyrannei fallen sollte Mirabeau fand den Acker schon gepflügt die Saat schon reif, und durfte nur die Massen zur Ernte rufen.

Victor Alfieri dagegen fand ein verweichlichtes, von kleinlichem Parteigeiste und tausend verschiedenen Interessen erfülltes Volk, das gleich einem Faulthiere schon seit langen, trostlosen Jahren an dem Ruhme seiner Vorfahren zehrte, dessen monarchische wie republikanische Regierungen gleiche fluchwürdige Tendenzen verfolgten, und dessen geistige Potenzen durch

die abergläubischen Lehren eines krassen Katholicismus getrübt und von den Götzendienern der Unvernunft noch in mächtige Fesseln gebannt waren. Die belebenden Theorien der französischen Philosophen, die den Wahnglauben der Jahrhunderte vernichteten, so wie Mariana's Lehre von der Volkssouveränetät*) waren noch nicht in's Volk gedrungen, das, wie ich schon sagte, von Erinnerungen lebte, während die Patrizier der italienischen Republiken und schwache, automatenartige Fürsten ihren Leidenschaften fröhnten, und deren Satelliten mit wildem Fanatismus gegen das anbrechende Licht des Westens predigten. Und aus diesem weichlichen, in La-

*) De rege et regis institutione.

ster und todtem Müssigang versunkenen Volke, das unter dem furchtbaren Scepter einer venetianischen Inquisition einer ränkesüchtigen, ausschweifenden Königin*) und ihres Günstlings Acton schmachtete, erhob sich ein Mann, einem der ältesten italienischen Geschlechter entsprossen, und ward der Freiheitsapostel seines Landes. Wie Mirabeau von der Tribüne, sprach er von der Bühne herab zu seinem Volke, und seine Schuld ist es nicht, daß er eben nur von der Bühne sprechen konnte.

„Pazienza è mestier che il cor mi smalte" **) war der Wahlspruch seines Lebens, das in jedem seiner Momente eine

*) Maria Carolina von Oesterreich, in der Geschichte Neapels traurigen Andenkens.

**) „Geduld ist's, was mein Herz zersprengt!"

stete Apotheose der Freiheit war. Während Mirabeau zu einem Volke sprach, das seine Fesseln bereits gebrochen und zu jeder That bereit war, rief er den trägen knechtischen Geist der italienischen Völker zum Bewußtsein, er erweckte den Funken der Freiheit, der in dessen Herzen noch nicht gänzlich erstickt war, und nie ist ein Dichter von seinem Volke so vergöttert worden, wie Alfieri.

Verlassen wir den Dichter, dessen Schicksale den Lesern dieser Zeilen ohnehin meist bekannt sein werden, und werfen wir einen flüchtigen Blick auf die vor uns liegende Abhandlung, die er als sein erstes schriftstellerisches Erzeugniß erkennt, mit dem er jedoch seine rühmliche Laufbahn beschließen wollte. Es kann nicht

unsere Aufgabe sein, eine gelehrte Analyse zu liefern und Vorzüge und Mängel dieser Arbeit ans Licht zu ziehen, noch einen vollkommenen Ueberblick der geschichtlichen Entwicklung seit der Periode, in welcher die Schrift zur Oeffentlichkeit kam, zu geben, da dies weder in unserem Plane, noch im Raume dieses Buches liegt. Unsere sämmtlichen persönlichen, wie politischen Verhältnisse haben seit dieser Periode eine solche Umwälzung, eine solch' verschiedene Gestaltung erhalten, daß, wenn Alfieri jetzt unter uns lebte, seine Abhandlung von der Tyrannei wohl einem gleichen Schicksal unterworfen sein würde, obgleich der Grundgedanke derselben, die Vernichtung der stehenden Heere, des Adels, der monarchischen Regierungs-

form als dem Begriff der Freiheit widerstreitend, so wie einer Regeneration des christlichen Dogma's, immer unverändert derselbe bleiben wird.

Die Abschaffung der stehenden Heere, als einer Pest des constitutionellen, wie überhaupt des freien politischen Lebens ist von jeher ein Lieblingsthema deutscher politischer Schriftsteller gewesen. Welchen Einfluß aber die Presse bei uns hat, beweist der Umstand, daß so viel auch wider das Bestehen dieser furchtbar drückenden Staatslast gesagt und geschrieben worden ist, die deutschen Bundescontingente noch immer im gleichen Stande belassen werden und zur Bestreitung der bedeutenden Ausgaben in den deutschen Kammern stets ernste, aber leider erfolglose Discussio-

nen stattfinden. Wir ersehen beinahe täglich aus den Verhandlungen der Ständeversammlungen der deutschen constitutionellen Staaten, Anforderungen der Regierung behufs des Baus einer Friedens- (!) oder sonstigen Kaserne, wir lesen ferners von interessanten Aenderungen in der Uniformirung und Montirung der Armeen dieses oder jenes Staates, so daß es uns nicht Wunder nehmen sollte, wenn Deutschland plötzlich in eine große Kaserne und wir alle gut oder übel in einem zweifarbigen Rock steckten. Doch Scherz bei Seite, was ist die Folge dieses Soldatenlebens, dieser Ueberfüllung mit Leuten, die angelernt sind, in Jedem, der nicht ihren Rock trägt, einen Feind oder doch einen Gefangenen zu betrachten, zu dessen Bewachung sie

aufgestellt wurden? Was liest man täglich von Militär-Excessen, welche Beispiele haben wir in Deutschland nicht in jüngster Zeit erlebt? Man sagt nicht mit Unrecht: „Der Soldat ist ein privilegirter Müßiggänger im Frieden," man muß aber diesen Ausspruch nicht auf die große Mehrzahl, auf den Mann, der den groben Rock trägt, sondern auf dessen Obern anwenden, und dann wird man im vollen Rechte sein. Die innerste Natur des Soldaten ändert sich nie, und seit dessen Entstehen bis auf unsere Tage, ist er stets mehr ein blindes Werkzeug der Willkühr gewesen, die ihm zum Lohne für seine Dienste erlaubt, solche, die nicht seines Gleichen sind, als unter ihm stehend, zu behandeln. Der Soldat ist mit der Zeit

fortgeschritten; er hat seine rauhen Außenseiten abgelegt, er schlägt nicht mehr bei jedem Worte an sein Schwert, sondern greift eher zur Lorgnette. Während es noch unter Maria Theresia im österreichischen Dienstreglement hieß: „Der Hauptmann muß des Jahres wenigstens einmal und zwar bei der Musterung nüchtern sein," lesen jetzt zartfühlende Militairs diese barbarischen und allzu duldsamen Institutionen nur mit Entsetzen, trinken Thee und spielen Whist, L'Hombre und Boston, können schreiben und lesen, (was zu jenen Zeiten nicht immer der Fall war, während jetzt beinahe jeder gemeine Soldat diesen Schlüssel aller Weisheit inne hat) verfertigen mitunter sogar treffliche Bücher und noch mehr schlechte, kurz die „Cultur die



alle Welt beleckt," ist auch an ihnen keineswegs spurlos vorübergegangen, und nur die Willkühr, die sie als blinde Werkzeuge leitet, ist dieselbe geblieben. Im Schooße der deutschen Armeen, der nicht weniger wie das Beamtenthum eine Pflanzschule und Treibhaus des seelen- und gedankenlosesten Servilismus ist, pflanzt sich wie ein unheilbares erbliches Uebel, der Zweikampf und das vornehme, arrogante, verächtliche Herabsehen auf Alles, was außerhalb der soldatischen Gemeinschaft liegt, fort. Der Mißbrauch des Rechtes der Waffenführung, die sie in ihrem Uebermuth oft gegen den friedlichen Bürger kehren, das hundert-, ja tausendfältige Verletzen aller Formen und Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, entspringt dies

aus dem Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit oder aus dem absichtlichen Uebersehen desselben von anderer Seite? Es gibt gewisse Vorrechte dieser Kaste, die an die Zeiten der Prätorianer und Strelitzen erinnern und die dem Geiste des 19. Jahrhunderts, in dem keine Soldatenherrschaft mehr aufkommen wird und kann, gänzlich heterogen sind. Der Adel, der mit seinen materiellen Mitteln auch nach und nach seine ganze praktische Bedeutsamkeit und Einfluß verliert, klammert sich nun immer mehr an diese Kaste, die der Zufluchtsort der jüngern Söhne und mittelloser Adeligen geworden, der immer mehr und mehr Glieder der Adelskette in sich aufnimmt. Das Beamtenthum, nicht minder anstrebend und seinem Theil an der

Herrschaft zu erhaschen suchend, hat in der letztern Zeit in einigen Staaten Eroberungen gemacht, die für die Regierten, d. h. diejenigen, die nicht regieren, nicht besonders angenehm sind. Sie haben sich die Beamten= oder Amtsehre erbeutet und eine eigene Species von Beleidigungen kreirt, die man Amtsbeleidigung, Verletzung der Amtsehre heißt. Was würde Alfieri, wenn es zu seinen Zeiten eine Amtsehre gegeben hätte, in seinem Kapitel von der falschen Ehre davon gesagt haben? Wie zweideutig ist diese Ehre, die mir gestattet, einen wirklich moralisch schlechten Beamten ausser seinem Amte, sicherer mit Aussicht auf eine weit geringere Strafe einen Schuft zu nennen, als wenn ich ihn im entgegenge=

setzten Falle so benenne. Vermag diese Amtsehre, eine niedrige, gemeine, ja schurkische Seele für die Stunde der amtlichen Funktionen rein zu waschen und glänzend darzustellen, und gibt es nicht Schurken, die ein menschliches Gesetz nie erreichen kann, die aber darum nicht weniger verachtungswürdig sind? Diese Amtsehre, die das Noli me tangere als Sinnbild erwählt, erinnert durch die vielfache Deutung, die diesen Begriff zuläßt, an die alten Gottesurtheile oder an ein Priestergewissen, eng und weit, je nachdem es das Bedürfniß erfordert. Wie wäre es, wenn man auch eine Adelsehre einführte, und jeden, der einen Adeligen beleidigte, strenger bestrafte, da auch der Adel eine Art von Amt und eine vom Staate be-

vorzugte Klasse ist? Wir kämen dann wieder in das schöne Mittelalter zurück, wo die Strafen für Beleidigungen eines Edelmannes oder Bediensteten genau taxirt waren und manche adelige Familie käme auf diese Weise durch glückliche Injurien-Speculation wieder auf einen grünen Zweig. Wir sind nun in der Periode, in der wir wenigstens den Bestand der geschichtlich gewordenen Ungleichheiten der Gesellschaft erkennen, und während die Partei des Fortschritts und des gesunden Menschenverstandes, müde, den Fußschemel von ihres Gleichen abzugeben, an der Nivellirung der gesellschaftlichen Verhältnisse arbeitet, kämpft die auf den einzelnen Höhenpunkten stehende für das Altherkömmliche, und leider oft mit Erfol-

gen, die sich nicht aus ihrer ursprünglichen Macht, sondern aus dem kleinlichen Egoismus ihrer Gegner herschreibt.

Fichte, der zu Zeiten Alfieri's lebte und im Jahre 1793 ohne Namen sein Buch über die französische Revolution*) herausgab, macht, nachdem er den Begriff des Adels vollständig erschöpft hat, den Vorschlag, die Fürsten sollen, um die geräuschlose und ruhige Aufhebung des Adels zu bewirken, alle Staatsbürger zu Adeligen ernennen und Jedem das Recht geben, sich Fürst, Graf oder Freiherr zu nennen. Wie würde aber der deutsche Michel und seine Freunde und Vettern stolz auf die

*) J. G. Fichte's Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution. Neu aufgelegt im litt. Compt. zu Zürich und Winterthur 1844.

bürgerlichen Franzosen, Engländer u. s. w. herabsehen, wenn ganz Deutschland, die Demagogen und verfolgten Schriftsteller nicht ausgenommen, von den 36 Landesvätern in corpore in den Adelsstand erhoben würde? Obgleich vielleicht mein Scherz bei Verhandlung so ernster Zeitfragen nicht am rechten Orte ist, so möge man andererseits bedenken, daß ein politischer Democrit eine gar traurige Figur spielt, während sein lustiger Gefährte in weit mehr Macht und Ansehen steht. Leider ist unsere Zeit reicher an den Erstern als an Letzteren. Wie haben in jüngster Zeit nicht einige Organe der periodischen Presse gejammert, als ihre sanguinischen Hoffnungen auf eine preußische Constitution bei der unbedeutenden Eröffnung des

Landtages scheiterten, während doch ein würdevolles Schweigen besser am Platz gewesen? Eine Constitution für Preußen, hieß es in allen Blättern, und des Jubels war kein Ende. Die Zeitungen aller Farben, mit nur geringer Ausnahme, stimmten ein gewaltiges Halloh an und ich sah schon im Geiste den Subscribentensammler auf ein neues deutsches National-Monument ins Zimmer treten. Wenn nicht die Ertheilung der Constitution, als ein, den überwiegenden Fortschritts- und Freiheitsideen und nicht dem Volke, gemachtes Zugeständniß so große und bedeutsame Folgen in sich trüge, so wäre ich beinahe versucht gewesen, bezüglich der Constitution selbst, auszurufen: „Quel bruit pour une

omelette!" Es ist dies kein Scherz, sondern wahrhaftiger trüber Ernst.

Eine freiwillig octroyirte Verfassung mit Preßfreiheit und sonstigen Attributen ist stets nur ein Zugeständniß eigener Schwäche*), vielleicht auch ein Vorläufer eignen Falls**). „Timeo Danaos et dona ferentes" kann man jenen lärmenden journalistischen Schreihälsen mit Recht zurufen, denn was erlangen sie denn eigentlich durch den Begriff dieses dem Deutschen schon so süß klingenden Wortes? Eine in einem deutschen Bundesstaate von Gottes und des Herrn Gnaden octroyirte

*) Nicht der Schwäche der Person, sondern der von ihr repräsentirten, herkömmlichen Gewalt.

**) Wie dies bei der von Ludwig XVIII. octroyirten Charte der Fall war.

Verfassung kann und wird nie den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes entsprechen, und darum auch nur Scheinwerk sein. Der Fürst, der, sei es nun von einem gegebenen Versprechen, oder wie es wahrscheinlicher ist, von den Verhältnissen gedrungen, sich eines Theils seiner herkömmlichen Macht entäußert, wird das kleinste seiner Rechte nur zögernd aufgeben und dies nur scheinbar, da die selbst octroyirte Verfassung, ihm die Mittel gewähren wird, das, was er früher als absoluter Herr that, jetzt unter einem andern Titel unter dem schützenden Mantel der Verfassung zu thun. Man sprach von einer Constitution, die die Freiheit der Presse mit einem strengen Preßgesetze in sich begreifen sollte. Hat denn die Verjährung der

Carlsbader Beschlüsse ihr Ende erreicht? Und dann, wenn wir selbst an die Möglichkeit einer freien Presse in Preußen glauben, wird jenes Preßgesetz sie nicht illusorisch machen, wie alle geträumten Hesperiden-Früchte der versprochenen Verfassung? Nehmen wir an, der Staatsanwalt tritt klagend gegen ein Product der Presse auf. Der Prozeß wird eingeleitet, und ein freisinniger, gerechter Richter erkennt gegen den Staat und für den Angeklag'en. Wird die Staatsgewalt, in deren Hand zum wenigsten das materielle Wohl dieses Richters liegt, ihn sein Erkenntniß nicht fühlen lassen? Und haben wir nicht in weit freisinnigern Staaten als Preußen traurige Beispiele eben dieser Annahme? In Baiern existirt eine Species freier Presse

für nicht politische Flugschriften u. a., sie existirt v rfassungsmäßig; hat man den geringsten Anstand genommen, diese constitutionelle Freiheit ohne Weiteres zu verletzen? Die preußische Constitution bedingt an und für sich, selbst wenn sie ins Leben treten sollte, nur wenig augenblickliche und reelle Vortheile, wohl aber schließt der Akt der freiwilligen Octroyirung einer Verfassung, sie sei nun wie sie wolle, eine folgenreiche Zukunft, das Geständniß der Unzulänglichkeit des historischen Staats und die Wiedergeburt der wahren politischen Freiheit, in der eine größere Gemeinschaft nur den von ihr selbst emanirenden Gesetzen folgt, in sich. Wer die Verhältnisse der 36 deutschen Vaterländer kennt, der wird mir nicht den Einwurf

machen, daß man über eine Constitution Worte verliere, die doch noch gar nicht ans Licht getreten, von der man nicht wisse, wie sie sei. Man kann mit einiger Kenntniß der politischen wie staatlichen Verhältnisse Deutschlands und Preußens insbesondere voraussagen, wie die Verfassung werden kann, die aus Gnade octroyirt wird, und dies zwar ziemlich sicher; aber nicht so, ob auf den Freudenrausch, der aus dem Gerüchte, es sei eine Constitution zu hoffen, entsprang, nicht statt des erwarteten Zugeständnisses ein trostloser politischer Katzenjammer folgen werde.

Man hat eben in Preußen und dann auch in Baden angefangen, mehr von dem Petitionsrecht Gebrauch zu machen, obgleich dies Recht, eines der kostbarsten

des deutschen Volkes, viel zu wenig benützt, zu wenig verstanden wird. Venedey entwickelt in seinem trefflichen Buche über den gesetzlichen Widerstand, wie sehr dies Recht, die verständige und zugleich unerschrockene Ausübung desselben gewaltig in das Staatsleben eingreift und dem Volke auf dem Wege des Gesetzes seine verkümmerten, verfassungsmäßigen Rechte wahren und aufrecht erhalten kann. Einzelne Bittschriften einzelner Staatscorporationen werden, sobald sie einen Gegenstand beansprechen, den die Regierung beseitigt oder nach ihrem Gutdünken behandelt wissen will, stets mehr oder weniger diesem Schicksal anheimfallen, während die Petitionen zahlreicher Gemeinschaften nicht ignorirt oder

so leicht umgangen werden können. Die Einwirkung auf ihre Committenten von Seite der Abgeordneten muß hier mehr als andere Mittel und Wege wirken.

Neben dem Rechte der Petition steht eben so kräftig und tief eingreifend das Recht des Schweigens dar. Venedey sagt: „das Schweigen der Völker ist die Lehre der Fürsten“ und weist dabei auf ein Nachbarland hin, wo dieser Satz zum Sprichworte geworden. Wenn auch die freie Rede und Schrift in schweren Banden liegt, so kann doch kein Gesetz der Erde das Schweigen verbieten, dort keinen Jubel hervorrufen und Beweise der Anhänglichkeit und Liebe fordern, wo im tiefsten Herzen sich keine Stimme dafür regt. Venedey sagt: „Das Salvum fac regem!

des Priesters muß für solche Fürsten, die die Rechte ihrer Völker nicht achten, die gegen Gott und sich selbst wortbrüchig werden, wie die Stimme in der Wüste verhallen. Im Tempel des Herrn ist die Lüge eine Gotteslästerung, und wer hiee Gefühle heuchelt, die er nicht hegt, wird zum Judas an sich selbst und seinem Gotte." Die Weltgeschichte weist uns, wenn wir Beispiele suchen, auf ihre Annalen hin. Sobald in einer Nation bei öffentlichen Anlässen, sei es nun in der Kammer, bei Festen oder Adressen, nur die bezahlten Staatsdiener ihr officielles Jubelgeschrei erheben und die unabhängige Mehrzahl in würdevollem Schweigen beharrt, so spricht eben dies Schweigen lauter als jede Opposition der Presse, und

aus eben diesem Schweigen wird dann die freie Rede entstehen. Dieses Schweigen den Fürsten gegenüber, die die Rechte des Volks verkümmern und dem Götzenaltar des Altherkömmlichen huldigen, muß nicht nur vom Volke, sondern auch von den Männern der Presse beobachtet werden; denn das Verbot des Tadels begreift nicht auch den Befehl des Lobpreisens in sich. Es wäre zu weitläufig, hier alle, einem würdevollen und streng beobachteten Schweigen entspringenden Consequenzen anzuführen, die sich beim Rückblick auf die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, wie auf die Ereignisse der Gegenwart leicht absehen lassen. Es sei mir vergönnt, über eines der wichtigen Kapitel Alfieri's, die Religion, und die von ihm begreiflicher

Weise unerwähnten Zustände der Presse noch einige Worte zu sagen und damit diese einleitenden Blätter zu beschließen.

Alfieri hat in seiner Abhandlung über die Tyrannei der Religion ein längeres Kapitel gewidmet und stellt, obgleich selbst Katholik, den Katholicismus, oder besser gesagt, Romanismus, als die Quelle aller Unfreiheit und die mächtigste Stütze des Absolutismus dar, die kein Recht des Subjekts anerkennt, alle Individualitäten in ihrer Substanz absorbirt und mit einer furchtbaren Consequenz und der Energie eines orientalischen Despotismus zu einer compacten Einheit hinstrebt. Was die Gemeinde zu Schneidemühl und die beiden Heroen der neuen Reformation, Czerski und Ronge, nun zur That

gemacht: die Unabhängigkeitserklärung von dem Bischof zu Rom, die Aufhebung der Ohrenbeichte, des Cölibats, das hat Alfieri im 18. Jahrhundert verkündet. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, ein anschauliches Bild der confessionellen Zerwürfnisse zu geben, noch liegt es auch in deren Absicht, und wir beschränken uns, die Stellung des Staates diesen neuen Reformationsideen gegenüber zu betrachten.

Die Religion, einst die mächtigste Stütze des staatlichen Lebens, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen, dem Staate gegenüber, nur eine sekundäre Macht geworden, und die Statthalter derselben sind der Staatsgewalt wohl oft als Verbündete zur Seite, in der Neu-

zeit aber auch opponirend gegenüber gestanden. Die Romantik des Katholicismus wie des Christianismus ist vorbei, es werden weder Blutzeugen noch Propheten aufstehen, und solche, die aus beiden Confessionen sich erheben und mirakeln wollten, fielen dem Spotte der Vernünftigen und dem Indifferentismus der Mehrzahl zum Opfer. Man hat die Religion zwar als Quelle der Bildung, aber auch als die Quelle und den Hebel des Despotismus erkennen gelernt, sie mag nun in dem Polytheismus der Alten, unter dessen Formen sich die Naturgesetze bargen, oder in den tyrannischen Elementen des Christenthums bestehen. Priesterherrschaft wird stets schwerer drücken, aber auch früher ihre Schneide verlieren und sich abstumpfen.

Seit der Zeit, als sich zwei christliche Confessionen befehden und mancher Staatskörper beide in sich vereint, hat die Staatsgewalt aufgehört, die gehorsame Tochter, die willige Hand der Kirche zu sein und bei den Völkern selbst, ist an die Stelle fanatischer Anhänglichkeit ein Indifferentismus getreten, der dem Priesterthum und dessen Einflusse verhängnißvoll und verderblich ist. Ich ehre den Muth und die Absichten Ronge's, in dem ich immerhin einen neuen Reformator erblicke, aber ich frage: würde Ronge's Brief, der eigentlich nur den verborgenen Gedanken von Tausenden wiedergibt, (was dem hohen Werthe desselben durchaus keinen Eintrag thut) denselben Erfolg erlebt haben, wenn nicht der Umstand

daß ein einzelnes Individuum einer mächtigen Corporation sich gegen dieselbe zu erheben, und ihr mit offenem Visier den Handschuh hinzuschleudern wagte, auch Hoffnung einer politischen Bewegung erweckt hätte, die mit der religiösen Hand in Hand ginge? Wenn auch bis jetzt die Bewegung gegen Rom noch keinen in das politische Staatsleben übergreifenden Charakter angenommen, so widerspricht dies doch nicht der obigen Behauptung. Widerstand erzeugt Widerstand, und wenn Preußen, statt dieser antiromanischen Bewegung freien Lauf zu lassen, dieselbe zu hemmen versucht, so würde dieselbe einen über die rein religiösen Tendenzen hinausreichenden Charakter angenommen und uns vielleicht mancher unserer Hoffnungen näher

gebracht haben. Und doch rufe ich der jungen deutsch-katholischen Kirche und deren Propheten, Ronge und Czerski, ein freudiges Salve zu; denn ihr Entstehen ist einer der Strahlen des anbrechenden Morgenroths der Freiheit, einer der Vorboten des Sturzes des romanisch-jesuitischen Priesterthums und vielleicht auch einer gemeinsamen deutschen Religion. Man wird dann nicht mehr für schändliche Gaukelspiele der Pfaffen, die auf die Dummheit der Völker speculiren, Millionen vergeuden, man wird solchen Männern, deren Namen die Bücher der Geschichte befleckt, keine glänzenden Fackelzüge mehr bringen, der Arme wird seinen letzten Pfennig nicht in den Rachen der Kirche werfen, die Eltern werden ihre

Kinder ohne Pfaffenzwang in einer freien Lehre erziehen; das, dann doch in einer Hinsicht einige Deutschland, dürfte es auch bald in Allem werden uud die Rechte, die ihm nicht weniger, wie den Völkern des Westens gebühren, in Anspruch nehmen und erhalten. Es mag dies eine politische Phantasie sein, aber wer wird uns darum zürnen, und wer die Möglichkeit ihrer Erfüllung läugnen, sobald ganz Deutschland nur ein einziges Glaubensbekenntniß hätte?

Preußen läßt der gegenwärtigen Entwickelung einer antiromanischen Bewegung vollen, freien Lauf. Warum folgen diesem Beispiele nicht auch die andern Staaten? Warum erhebt die Censur ihr Veto gegen Ronge's Schriften, und gewisser-

maßen post festum? Wird die Censur in diesen Ländern die Bewegung, die sich in ganz Deutschland kund gibt, verhindern können? Da stoßen wir auf den wunden Fleck, auf eine der Krankheiten der deutsch- bundesstaatlichen Zeit, die auch stets nur eine königlich preußische Constitution zulassen würde.

Aller Orten wird um Preßfreiheit ohne Präventivmaaßregeln petitionirt und aller Orten erheben sich schwere Klagen über furchtbaren Druck, während die gute Presse, als ein schäbiger Kastrat, dessen Töne um so besser bezahlt werden, je gellender sie sind, in die Welt hineinläuft, und über zu große Preßfreiheit und Preßfrechheit klagt. So wie das Schweigen der Völker die Lehre der Fürsten ist, so

ist das Sprechen der **Männer** die Lehre der Völker, sagt Venedey, und an solchen hat es uns, so leicht sie auch gezählt sind; doch in letzter Zeit selbst vor dem Throne der Fürsten nicht gefehlt, wie uns die Verhandlung der badischen und württembergischen Abgeordneten beweisen. Wären unter den deutschen freisinnigen Schriftstellern Männer, die mit gleicher Energie zu Werke gingen, so würden wenigstens unsere Hoffungen einen Schritt ihrem Ziele näher sein *) obgleich zu Zeiten, in denen ein deutscher Fürst seinen Hunden

*) Wäre es nicht zweckmäßig, eine durch ihr Volumen censurfreie Viertel-jahresschrift herauszugezugeben, etwa unter dem Titel: „Annalen der deutschen Censur" und darin alle von den deutschen Censoren mißhandelten oder ganz unterdrückten Artikel wiederzugeben? Als Beilage könnte man alle Bücher-Verbote und Tableaux, der königl. preuß. und k. k. öster. Treibjagden auf confiscirliche Schriftsteller geben. Das Journal würde Absatz fin-

mehr Achtung als seinem Volke schenkt, die Schullehrer in Elend und Armuth verschmachten läßt, aber dafür auf die Veredelung der Hasenzucht bedacht ist*), und nebenbei durch seine reactionsbeinigen Rathgeber unterstützt, an der Constitution (?) seines Landes rüttelt, zu hoffen, vielleicht thöricht erscheint. Doch die schöne Hoffnung auf einen Morgen, der eine wahre politische Freiheit und deren Consequenzen bringt, ist der Lebensodem, die zweite Religion des Volkes. Keine Kette ist so fest geschmiedet, daß Gewalt und Zeit sie

---

den, aber es handelt sich um die Vereinigung mehrerer freisinnigen Redactoren, die Muth genug besaßen, das Material zu liefern und das Unternehmen zu redigiren.

*) Den Nachforschungen eines gründlichen deutschen Hofphilosophen ist es gelungen, zu ermitteln, daß die preußischen Hasen fetter als die hannöverschen sind.

nicht brechen sollten. Wie man den Lichtstrahl nicht hindern kann, in die Zelle des armen Gefangenen zu dringen, wie man dem Sturme nicht wehren kann, seine Wuth an den Höchsten und nicht an den Niedersten auszulassen, wie man der Sonne nicht verbieten kann, zu scheinen, und dem Regen nicht, die Felder zu befruchten, so kann man dem freien Gedanken nicht wehren, laut zu werden, zu dem Ohre des Freien, wie des Sklaven zu dringen, und ihm die Losung des Jahrhunderts zuzurufen. Die Zeit buhlt mit der Macht wie Dejanira mit dem Alciden, und das Volk, das die Rolle des Neßus spielt, wird sie auch zu Ende führen. Das vergiftete Herzblut desselben wird das Dejanirakleid färben, das die Zeit einst als

Leichentuch über die sinkenden Größen breitet, und aus den verzehrenden Flammen wird sich nicht die Apotheose der Vergangenheit, sondern der Phönix der neuen Freiheit emporschwingen. Seid einig Ihr, die ein gleicher Gedanke beseelt, dann wird auch ein gemeinsames Vaterland entstehen; werft den starren, herzlosen Egoismus von Euch und denkt an das Vaterland, ehe Ihr an Euch selbst denkt, dann werden auch gemeinsame Interessen sein und ihr werdet eine gewaltige Macht bilden, die die veralteten Unbilden von Jahrhunderten vernichten wird! Gedenket der Worte eines der edelsten Dichter dieser Zeit:

Vi abbracciate: son piu che fratelli
Quei che unisce lo slesso pensiero!*)

---

*) Umarmet Euch: die sind sich mehr
Als Brüder, die ein gleiches Denken eint.

Aus „Arnold von Brescia" von G. B. Niccolini, dem größten italienischen Dichter der Neuzeit.

Von der Tyrannei.

Erstes Buch.

An die Freiheit.

Man pflegt Bücher meistentheils mächtigen Personen zuzueignen, da die Verfasser dadurch entweder Ansehen, oder Schutz und Belohnung zu erlangen hoffen. Doch in den Herzen der Kinder dieser Zeit,

sind, o göttliche Freiheit, Deine glühenden Funken nicht gänzlich erloschen, und Viele erinnern leise in ihren Schriften an einige Deiner heiligsten und am meisten verletzten Rechte. Aber jene Blätter, deren Urhebern nur ein entschiedenes kräftiges Wollen mangelt, tragen häufig den Namen eines Fürsten oder irgend eines seiner Satelliten an der Stirne, die in jeder Weise immer Deine heftigsten und angeborenen Feinde sind. Daher ist es kein Wunder, wenn Du bis jetzt verschmähtest, Deinen segenreichen Blick auf die Völker der Jetztzeit zu wenden, und Deinen Lichtstrahl auf die wenigen Wahrheiten zu werfen, die in jenen, vom Geist der Sclaverei befleckten Schriften, von niedriger Furcht in ein dunkles, zweideutiges Gewand,

oder in die flittergoldbehangene Livree der Schmeichelei gehüllt werden.

Ich, der ich nicht auf diese Weise zu schreiben Willens bin, ich, der ich nur darum schrieb, weil meine trüben, traurigen Zeiten mir nicht zu handeln erlaubten, ich, der ich bei jeder wirklichen dringenden Nothwendigkeit augenblicklich die Feder verlassen würde, um unter Deinem edlen Banner das Schwert zu führen, ich wage es, Dir allein, diese Blätter zu widmen. Ich will in ihnen keinen Pomp der Beredtsamkeit entfalten, was auch vielleicht ein eitles Mühen wäre, auch keinen Pomp der Gelehrsamkeit, die ich mir nicht zu eigen gemacht; aber mit Methode, Bestimmtheit, Einfachheit und Klarheit will ich die mir inwohnenden und mich bewe-

genden Gedanken zu eröffnen, jene Wahrheiten, welche das einfache Licht der Vernunft mir enthüllt und darlegt, zu entwickeln, kurz, diesen glühenden seit meiner frühesten Jugend in meiner ungestümen Brust verschlossenen Wünschen, die Freiheit zu geben versuchen.

Obgleich dieses Büchlein, wie es auch sei, in meiner ersten Jugend als das erste von meinen Werken entworfen und ausgeführt wurde, so zögere ich doch keinen Augenblick, es mit einigen wenigen Berichtigungen in meinem reifen Alter als mein Letztes zu veröffentlichen. Wenn mir auch zu dieser Stunde vielleicht nicht mehr der Muth, oder besser gesagt, der ungestüme Geist inwohnt, der zu dessen Entwurfe nöthig war, so bleibt mir doch

mein ewig freier Sinn, um es zu billigen und mit diesen Blättern meine literarische Laufbahn für immer zu beschließen.

Erstes Kapitel.

Was ist ein Tyrann?

Wenn man die Dinge nach ihrem Namen definiren wollte, so hieße dies, die Behauptung aufstellen, daß dieselben eben so stät und ewig dauerhaft bleiben würden, als diese, wo es doch offenkundig ist, daß dem nie so gewesen. Wer daher die Wahrheit liebt, muß die Namen nach den Gegenständen, die sie darstellen, definiren; da aber diese zu jeder Zeit

und an jedem Orte verschiedene Gestaltungen annehmen, so kann keine Definition wahrer und bleibender sein, als die Gegenstände selbst; eine Definition wird aber immer richtig sein, sobald sie einen Gegenstaud, wie er unter einem gegebenen Namen, zu einer gewissen Zeit und in einem gewissen Orte war, genau nach dem angegebenen Verhältniß darstellt.

Nach dieser Einleitung hatte ich mir schon eine hinlänglich genaue und ausführliche Definition eines Tyrannen gebildet und an die Spitze dieses Kapitels gesetzt, als ich in einem andern Buche, welches ich nach diesem schrieb, aber früher dem Drucke übergab, auf die Nothwendigkeit stieß, die Definition eines Fürsten zu geben. So habe ich, ohne es gewahr zu

werden, die Definition des Tyrannen mir selbst entwandt. Ich lasse daher, um mich nicht zu wiederholen, dieselbe zum Theil hier fort und erwähne nur jene besondern Eigenthümlichkeiten, die mit meinem gegenwärtigen Thema in engerer Beziehung stehen. Dasselbe ist durchaus verschieden von meinem Werke: „Ein Fürst und die Wissenschaften," obgleich es denselben nützlichen Zweck hat, die Wahrheit zu suchen und offenbar zu machen.

Tyrann war der Name, mit dem die alten Griechen, diese wahren Menschen, diejenigen bezeichneten, die wir heut zu Tage „Könige" nennen. Alle jene, die entweder durch Gewalt oder List, oder auch durch den Willen des Volkes oder der Großen, die freien Zügel der Regierung

erhielten und sich größer als die Gesetze glaubten oder es wirklich waren, wurden von den Alten ohne Unterschied wechselweise Könige oder Tyrannen genannt.

Im Laufe der Zeit wurde ein solcher Name fluchwürdig, und mußte es nothwendigerweise auch werden. Daher kömmt es, daß sich die Fürsten der Jetztzeit, selbst wenn sie Tyrannei ausüben, doch von dem Namen „Tyrannei" höchlich beleidigt finden. Eine solche Verwirrung der Namen und Begriffe hat zwischen uns und den Alten eine solche Verschiedenheit herbeigeführt, daß diese, einen Titus, Trajan oder was immer für einen trefflichen Fürsten füglich Tyrann nennen konnten, während wir einen Nero, Tiberius, Philipp II. und sonstige neuere

Schandsäulen des Königthums, rechtmäßige Fürsten oder Könige nennen. Und so tief ist die Blindheit der heutigen unwissenden Völker, mit solcher Leichtigkeit lassen sie sich von einem einfachen Namen hintergehen, daß sie unter einem andern Titel sich ihrer Tyrannen freuen und die alten Völker beklagen, die deren Herrschaft ertragen mußten.

Unter den modernen Nationen gibt man also nur jenen Fürsten demüthig und mit Zittern den Namen „Tyrann," die ohne irgend einer Förmlichkeit ihren Unterthanen Leben, Güter und Ehre entreißen. Könige und Fürsten aber, nennt man jene, welche zwar auch über alle diese Dinge nach ihrem Gutdünken schalten können, dieselben jedoch deßungeachtet ihren Unter-

thanen belassen, oder sie ihnen nur unter einem Anschein und Schleier der Gerechtigkeit nehmen, und diese hält man für gerechte nnd wohlwollende Fürsten, indem, da sie mit völliger Straflosigkeit Alles rauben können, das, was sie nicht nehmen, als ein Geschenk betrachtet wird.

Die Natur der Dinge selbst gibt dem, der hierüber seine Betrachtungen anstellt, eine genauere und bessere Unterscheidung an die Hand. Der Name Tyrann, gegenwärtig verhaßter als jeder andere, soll nur denen ertheilt werden, (sie mögen nun Fürsten oder auch nur Bürger sein) die auf was immer für eine Weise eine unbegrenzte Macht zu schaden haben; denn wenn sie dieselbe auch nicht mißbrauchen, so ist doch schon die Art ihrer Stellung

an sich selbst so wahnwitzig und naturwidrig, daß kein verhaßter, entehrender Name je hinreichen wird, die Besitzer solcher Macht hinlänglich verabscheuungswürdig zu machen. Den Königsnamen, der bis jetzt als im geringeren Grade fluchwürdig, betrachtet wird, sollte man nur jenen zuerkennen, die durch die Gesetze gezügelt und ihnen unbedingt unterworfen, in der Gesellschaft keines andern Vorrechts genießen, als das, die ersten, rechtmäßigen und alleinigen Vollstrecker der bestehenden Gesetze zu sein.

Wenn eine solche einfache und nothwendige Unterscheidung in Europa allgemein angenommen würde, so wäre dies der erste Strahl der nahenden Morgenröthe einer wiederauflebenden Freiheit. Es

ist eine anerkannte Thatsache, daß unter den Menschen nichts dauerhaft und stätig ist, und (wie schon die Alten sagten) die Freiheit, die sich zur Zügellosigkeit hinneigt, artet endlich in Sklaverei aus; aber ebenso, wie das Herrschen eines Einzigen sich stets zur Tyrannei neigt, so gebärt die Tyrannei die Freiheit. Doch wo ich nur in Europa meine Blicke hinwende, begegnen mir fast überall Sklavengesichter; aber diese allgemeine Unterdrückung kann nicht mehr höher steigen, als jetzt, und obgleich das ewig unstäte Rad des Schicksals gegenwärtig zu Gunsten der Tyrannen seinen Lauf gehemmt zu haben scheint, so muß doch jeder edle Mensch hoffen und glauben, daß jener unausbleibliche Wechsel, der die allgemeine

Sklaverei in allgemeine Freiheit verwandeln wird, unsern Tagen nicht mehr fern bleiben wird.

Zweites Kapitel.

Was die Tyrannei sei?

Tyrannei sollte ohne Unterschied jede Regierung genannt werden, deren mit der Ausführung der Gesetze betrautes Oberhaupt, solche schaffen, vernichten, verletzen, auslegen, hemmen, aufheben oder auch nur ungestraft dieselben verspotten kann. Deshalb ist ein solcher Gesetzübertreter, sei er nun erblich oder gewählt, Usurpator oder gesetzlich, gut oder schlecht,

einer oder mehrere, kurz jeder, der die Macht hat, Alles dies zu thun, ein Tyrann. Jede Gesellschaft, die dies duldet, wird zur Tyrannei, jedes Volk, das dies erträgt, sclavisch. Eben so wird auch jene Regierung zur Tyrannei, in welcher derjenige, der die Gesetze schafft, sich auch mit derem Vollzuge befassen kann. Hier muß man nothwendig bemerken, daß die Gesetze, die wechselseitigen feierlichen Verträge der Gesellschaft, nur das einfache Ergebniß des Willens und der Uebereinstimmung der Mehrzahl sein dürfen, zu deren Kundmachung die gesetzlich Erwählten des Volkes berufen sind. Wenn aber die vom Volke Erwählten, deren einziger Beruf der ist, den Willen der Mehrzahl der

Gesellschaft in die Formen der Gesetze zu bringen, diese selbst verfaßten Gesetze auch nach ihrem Gutdünken ausüben können, so werden sie eben dadurch Tyrannen, indem es dann nur in ihrer Macht liegt, diese Gesetze auszulegen, zu vernichten, zu ändern, und sie entweder schlecht oder gar nicht auszuführen. Der Unterschied zwischen einer gerechten Regierung und Tyrannei liegt nicht, wie einige thörichter, andere boshafter Weise behaupten, in dem Bestehen oder Mangel festbegründeter Gesetze, sondern in der festbegründeten Unmöglichkeit, solche selbst auszuüben.

Darum ist nicht nur jede Regierung Tyrannei, in welcher derjenige, der die Gesetze gibt, sie auch ausübt oder umge-

kehrt, sondern auch jede andere Regierung wird zur vollkommenen Tyrannei, wenn der mit dem Vollzug der Gesetze Beauftragte, denjenigen, die sie hervorgerufen, nie von deren Ausführung Rechenschaft ablegt.

Da es aber so viele Tyrannen gibt, die unter verschiedenen Namen und Formen zu ihren Zwecken gelangen, so liegt es nicht in meiner Absicht, die Unterschiede derselben sowohl unter sich als von andern gemäßigten Regierungen aufzuführen, da selbe hinlänglich allgemein bekannt sind.

Ob mehrere Tyrannen oder ein Einziger erträglicher seien, ist noch eine ziemlich zweifelhafte Frage. Ich will dieselbe für jetzt bei Seite lassen, da ich selbst, geboren und erzogen unter der Ty-

rannei eines Einzigen, die doch in Europa die gewöhnlichste ist, von derselben lieber und vielleicht mit weniger Unerfahrenheit und mit größerem Nutzen für so viele meiner Mitknechte sprechen werde. Nur vorübergehend will ich bemerken, daß die Tyrannei Vieler obgleich durch ihre Beschaffenheit weit dauerhafter (wie uns Venedig's Beispiel lehrt), doch für denjenigen, der ihr unterworfen, weit minder drückend und schrecklich erscheint, als die eines Einzigen. Den Grund davon schreibe ich der menschlichen Natur zu, indem getheilter Haß sich stets schwächt, so wie die Furcht vor Vielen niemals der Intensität der Furcht vor Einem gleichkömmt; und in der That, Viele können zwar fortwährend ungerecht

und Unterdrücker des Allgemeinen, nie aber aus persönlichem Eigensinn, Unterdrücker einzelner Individuen sein. In solchen Regierungen, welche die Verdorbenheit der Zeit, die jeden Namen verändert und jeden Begriff verwirrt, Republiken genannt hat, genießt das Volk doch immer einen gewissen Schein der Freiheit und wagt es, ihren Namen ohne Verbrechen auszusprechen; und das Volk, sobald es verdorben und unwissend, begnügt sich nur zu leicht mit dem bloßen Scheine.

Ich kehre zur Tyrannei eines Einzigen zurück, und sage, daß es deren mehrere Arten gibt. Sie kann erblich oder wählbar sein. Zu dieser zweiten Art gehört unter den jetzigen Staaten der Kirchenstaat, so wie mehrere andere geistliche

Staaten. Das Volk, das unter solchen Regierungen immer den tiefsten Grad politischer Beschränktheit erreicht, sieht jedesmal beim Tode seines ehrlosen Tyrannen die Freiheit in seine Hände zurückfallen, aber es kennt und achtet sie nicht und sieht selbe bald genug in die Hand weniger Wähler übergehen, die ihm einen neuen Tyrannen aufstellen, der meistentheils alle Fehler der erblichen Tyrannen aber nicht die wirkliche Kraft besitzt, seine Unterthanen zu zwingen, ihn zu ertragen. Auch von dieser Tyrannei will ich nicht sprechen, da sie nur wenigen Menschen zu Theil geworden, die ihrer unermeßlichen Niederträchtigkeit halber, eines solchen Namens ganz unwürdig sind.

Ich gedenke daher nur von der erbli=

chen Tyrannei zu sprechen, die in den verschiedenen Theilen der Erde mehr oder weniger tief gewurzelt, entweder nie oder nur selten und vorübergehend von der Freiheit eine Erschütterung erlitten und nur wieder von einer andern Tyrannei umgestaltet und gestürzt wurde. Zu dieser Classe rechne ich alle gegenwärtigen Regierungen Europa's, bis jetzt nur England *) ausnehmend; auch Polen würde ich ausnehmen, wenn ein Theil desselben sich aus der Zerstückelung rettete, und darauf bestehend, Sclaven zu haben, den

*) Dieses Buch wurde im Jahr 1777 geschrieben und Frankreich lag damals noch im tiefen Schlafe, eben so wie das liebe Deutschland, das, wenn es auch jetzt keinen so gesunden Schlaf mehr hat, doch wenigstens noch immer ziemlich somnambül ist. A. d. H.

Adel zu Sclaven und das Volk frei machte.

Monarchie ist der schmeichlerische Name, den die Unwissenheit, Kriecherei und Furcht, solchen Regierungen gaben und noch geben. Um die Unhaltbarkeit dieser Benennung zu beweisen, mag nach meiner Meinung die einfache Erklärung des Wortes genügen. Entweder bedeutet Monarchie die ausschließliche und überwiegende Macht eines Einzigen, und dann ist sie Tyrannei, oder sie bezeichnet die Macht eines Einzigen, der durch Gesetze beschränkt wird; diese müssen aber, um die Macht und Gewalt einschränken zu können, auch selbst eine wirkliche, zum wenigsten der des Monarchen gleichkommende Macht haben, und dann hört sie offenbar in dem

Augenblick auf, Monarchie zu sein, wo in einer Regierung zwei Gewalten sich das Gleichgewicht halten. Dieses griechische Wort bedeutet überhaupt nichts anders, als: „Regierung und Gewalt eines Einzigen mit Gesetzen; und letzteres versteht sich von selbst, da keine Gesellschaft ohne Gesetze, wie sie auch sein mögen, besteht; aber man versteht auch wohl darunter: „Macht eines Einzigen über die Gesetze," indem Niemand da Monarch sein kann, wo eine größere oder der seinen nur gleichkommende Gewalt besteht.

Jetzt frage ich: „Worin unterscheidet sich die Regierung und Macht eines Einzigen in der Tyrannei, von der Regierung und Macht eines Einzigen in der Monarchie?

Man antwortet mir: „Im Mißbrauche."

Ich erwiedere: „Was kann diesen Mißbrauch hemmen?

Und man erwiedert: „Die Gesetze."

Ich frage nochmals: „Diese Gesetze, haben sie denn durch sich selbst eine Gewalt und Macht, die von der des Fürsten unabhängig ist?"

Da verstummt jeder Einwurf. Wenn sich also mit der Gewalt eines Einzigen, der dazu noch mächtig und bewaffnet ist, auch die Gewalt jener vorgeblichen Gesetze (und wären es auch göttliche) vereint, was werden diese elenden an sich selbst ohnmächtigen Gesetze gegen die unumschränkte Macht und Gewalt des Einzigen thun, so oft sie mit seinem Willen nicht übereinstimmen? Sie werden unterliegen. Wenn aber irgend eine gesetz-

mäßige wirksame Kraft sich im Staate erhebt, um Gesetze zu schaffen, zu beschützen und aufrecht zu erhalten, so ist es doch eine einleuchtende Thatsache, daß eine solche Regierung keine Monarchie mehr sein kann, da zur Gesetzgebung wie zur Aufhebung derselben, die Macht eines Einzelnen ungenügend ist. Daher wird die Benennung, Monarchie — vollkommen gleichbedeutend mit Tyrannei, aber nicht so sehr verabscheut — unsern Regierungen nur darum beigelegt, um den Fürsten ihre unbeschränkte Herrschaft zu sichern, und die Unterthanen zu betrügen, indem man sie über ihre uneingeschränkte Sklaverei noch zweifeln läßt.

Der Beweis aller meiner Behauptungen liegt in der Meinung der heutigen

Könige selbst. Sie rechnen sich den Namen „Monarch" zum Ruhme, und legen gegen den Namen „Tyrann" Abscheu an den Tag; aber gleichzeitig verachten sie die wenigen Fürsten oder Könige, deren Gewalt durch unübersteigliche Schranken gehemmt, Hand in Hand mit den Gesetzen geht. Diese unbeschränkten Könige wissen also recht gut, daß zwischen Monarchie und Tyrannei keinerlei Unterschied stattfindet. Wüßten es nur auch eben so die Völker, die jeden Tag den traurigen Beweis zu dieser Behauptung liefern! Aber die europäischen Fürsten schätzen die Macht des Tyrannen und nur den Namen des Monarchen, während die geplünderten, erniedrigten und von der Monarchie unterdrückten Völker dagegen

thörichterweise nur die Tyrannei verabscheuen.

Die wenigen Menschen, die weder Könige noch Sklaven sind, und vielleicht nicht alle Fürsten — Monarchen wie Tyrannen, so wie eingeschränkte Fürsten, als beständig geneigt, solche zu werden — gleich verachten — diese wenigen wahren und denkenden Menschen sehen wohl ein, wie viel ehrenvoller, wichtiger und ruhmvoller die Würde sei, an der Spitze eines freien Volkes, dasselbe mit den von ihm hervorgerufenen Gesetzen zu leiten, als nach bloßem Gutdünken eine niedrige Heerde Vieh vor sich herzutreiben.

Ich unterlasse jeden weiteren und unnützen Beweis, daß eine beschränkte Monarchie nicht sein könne, ohne daß sie

unmittelbar aufhöre, Monarchie zu sein, und daß jede unbeschränkte Monarchie Tyrannei sei, wenn auch der Monarch manchen Augenblick kein Tyrann ist und seine Macht zu schaden, auf keine Weise mißbraucht. Ich unterlasse solche Beweise theils aus Liebe zur Kürze, theils weil ich zu Lesern zu reden glaube, denen man nicht alles zu sagen nöthig hat. Ich gehe darum zur Untersuchung der Natur der Mono-Tyrannei und zur Erforschung der Mittel über, durch welche Mittel sich dieselbe in Europa so tief eingewurzelt, und sich bis zum heutigen Tage noch unbekämpfbar erhalten hat.

Drittes Kapitel.

Die freien Römer, ein Volk, dem wir in keiner Hinsicht gleichen, hatten als tiefe und scharfsichtige Kenner des menschlichen Herzens, der Furcht einen Altar errichtet, und nachdem sie selbe auf diese Weise zu einer Göttin erhoben hatten, wiesen sie ihr Priester zu und brachten ihr Opfer dar. Die Höfe unserer Zeit scheinen mir ein lebendiges Ebenbild dieses alterthümlichen Cultus zu sein, ob-

gleich er zu einem ganz andern Zwecke dient. Die Königsburg ist der Tempel, der König ist der Götze, die Höflinge sind seine Priester, unsere Freiheit und mit ihr unsere rechten Sitten, gerades Denken, die Tugend, die wahre Ehre und wir selbst endlich, sind die Opfer, die täglich auf dessen Altäre fallen.

Der weise Montesquieu sagt, daß die Grundlage und Triebfeder der Monarchie die Ehre sei. Da ich eine solche eingebildete Monarchie weder kenne, noch an deren Möglichkeit glaube, so sage ich und hoffe auch zu beweisen, daß die Grundlage und Triebfeder der Monarchie einzig und allein die Furcht sei.

Zuerst theile ich die Furcht in zwei Arten, die beide deutlich von einander un-

terschieden sind, sowohl in ihrem Grunde als in ihren Wirkungen. Es ist dies die Furcht des Unterdrückten und die Furcht des Unterdrückers.

Der Unterdrückte fürchtet, weil er weiß, daß außer seinen Leiden, für dieselben es auch keine andern Grenzen gibt, als den unumschränkten Willen und die willkührliche Laune des Unterdrückers. Aus einer so beengenden und grenzenlosen Furcht sollte nach menschlichem Erwägen wohl der verzweifelte Entschluß hervorgehen, nicht länger solche Leiden ertragen zu wollen. Ein solcher Entschluß würde, sobald er von Allen oder wenigstens der Mehrzahl der Sklaven gefaßt wird, allen ihren Leiden für immer ein Ende machen. Bei dem sklavischen, unterdrück-

ten Menschen aber, entsteht aus seinem ewigen schrankenlosen Fürchten leider ein immer blinderer Gehorsam, äußerste Behutsamkeit, sklavische Scheu und schweigende Unterwerfung unter das Joch des Tyrannen, und all' dies nimmt in einem solchen Grade zu, daß Gott selbst keine tiefere Ehrfurcht und Unterwerfung fordern könnte. Der Unterdrücker jedoch fürchtet nicht weniger, denn in ihm entsteht begreiflicherweise die Furcht aus dem Bewußtsein der eigenen wirklichen Schwäche, so wie der erborgten, übermäßigen und eingebildeten Gewalt. Er schaudert in seiner eigenen Burg znsammen, falls ihn anders nicht der Besitz unumschränkter Gewalt gefühllos und blödsinnig gemacht, wenn er erwägt, welch' namen- und grenzenlosen

Haß, ihm seine grenzenlose Gewalt erwecken muß.

Die Folgen, die aber aus der Furcht eines Tyrannen entspringen, sind weit von jenen, die aus der Furcht des Unterthans erwachsen, verschieden, oder besser gesagt, sie sind ihnen im entgegengesetzten Sinne gleich, wenn nicht er, so wie die Völker sich ihrer gegenseitigen Furcht entledigen, und zwar, indem die Völker sich nicht mehr der Willkühr eines Einzigen unterwerfen, und die Tyrannen nicht mehr durch Gewalt über Alle herrschen wollen. In der That scheint es in dem eigenen Interesse des Tyrannen, der von seiner eigenen Macht erschreckt, derselben um so weniger sicher bleibt, je grenzenloser sie ist, zu liegen, diese Macht der Welt

weniger furchtbar zu machen, indem er dieselbe, wenn auch nicht durch unüberschreitbare Grenzen fesselnd, doch seinen Unterthanen weniger fühlbar macht. Eben so wenig aber, wie sich die Unterthanen zu verzweifelten und wilden Thaten gegen ihre Unterdrücker ermannen können, bliebe ihnen auch nichts mehr, als ihr erbärmliches Leben zu verlieren, eben so wenig wird je der Tyrann sanft und menschlich werden, wenn ihm auch nichts mehr zu erwerben übrig bliebe, als ein guter Name und die Liebe seiner Unterthanen. Furcht und Argwohn, die unzertrennlichen Gefährten jeder gesetzwidrigen Gewalt, denn gesetzwidrig ist jede, die keine Grenzen kennt, verblenden den Verstand des von Natur, selbst sanftmüthigen

Tyrannen, dergestalt, daß er mit Gewalt grausam und stets bereit wird, zu beleidigen, um den Wirkungen des verdienten unermeßlichen Hasses seiner Opfer zuvorzukommen. Darum pflegt er auch jeden unbedeutendsten Versuch seiner Unterthanen gegen diese, von ihm selbst für übermäßig erkannte Macht, aufs Grausamste zu strafen, ja er bestraft nicht nur den ausgeführten oder unternommenen Versuch, sondern auch den Verdacht, den er wirklich hegt oder zu hegen vorgibt, daß nur an ein solches Wagniß gedacht worden sein könnte.

Das wirkliche Bestehen einer solchen Furcht ist nicht schwierig zu beweisen. An der Furcht der Unterthanen wird Niemand, wenn er an seine eigene denkt,

noch weiter zweifeln können, und von der Furcht der Tyrannen zeugen die zahlreichen und vielartigen Schergen, die ihnen Tag und Nacht dienen und sie bewachen.

Diese beiderseitige unläugbare Furcht zugegeben, wollen wir nun untersuchen, wie sich der Charakter jener Menschen gestalten muß, die in einer ewigen Furcht befangen sind. Sprechen wir zuerst von der Furcht der Unterthanen, d. h. von uns selbst, die wir uns am besten kennen müssen, und nachher von den Tyrannen. Wählen wir aus den Opfern der Tyrannen jene wenigen Männer, deren angeborene Kraft, gewähltere Erziehung und eine gewisse Erhabenheit des Geistes, so wie eine geringere Abhängigkeit endlich, sie besser die Wahrheit unterscheiden lehren und

sie nicht gleich den gewöhnlichen Menschen in blinder Furcht vergehen lassen sollten, erforschen wir ihre innerste Natur, erforschen wir, wie sie sind und wie sie sein sollten und könnten, und dann wollen wir aus ihrem Werthe die Schlußfolge ziehen, wie alle andern Menschen sind und sein müßten. Jene wenigen eines bessern Looses würdigen Menschen sehen leider alle Tage, wie der Landmann, von den willkührlichen Lasten und Steuern, die ihm die Tyrannei auferlegt, unterdrückt, ein kümmerliches und unglückliches Leben führt, sie sehen, wie man einen großen Theil derselben aus ihren Hütten schleppt, um sie mit Gewalt zu Werkzeugen der Tyrannei, zu Soldaten, zu machen.

Dem Landmann, dem man die Waf-

fen in die Hand gibt, um für das Vaterland zu fechten, kämpft nicht für seinen Heerd, sondern für des Vaterlandes und seinen eignen größten Feind, er kämpft gegen sich selbst. Diese wenigen Männer sehen die Stadtbewohner, deren eine Hälfte in allem Ueberfluß, die andere im tiefsten Elend lebt, Beide gleich sittenlos, sie sehen die Gerechtigkeit auf dem Markte, die Tugend verachtet, die Angeber geehrt, die Armuth als Verbrechen betrachtet, Aemter und Ehrenstellen vom schamlosen Laster an sich gerissen, die Wahrheit verfolgt, Vermögen, Ehre und Leben Aller in der Hand eines Einzigen, der unvermögend zu handeln ist und das Recht nach grenzenloser Willkühr zu verfahren, einigen Wenigen überläßt, die nicht we-

niger unvermögend, aber desto bösartiger sind. Diese wenigen denkenden Menschen, deren Dasein selbst die Tyrannei nicht hindern konnte, sehen täglich diesen Lauf der Dinge, und — seufzen und schweigen. Aber warum schweigen sie? Einzig und allein aus Furcht. In der Tyrannei ist Sprechen nicht weniger ein Verbrechen, als Handeln. Aus diesem tyrannischen Grundsatze sollte wenigstens das Resultat hervorgehen, daß man eitle Worte sparend, kräftig und entschieden handelte, aber leider wagt man weder das Eine noch das Andere.

Wenn nun die Besten unter den Menschen so herabgewürdigt und erniedrigt sind, wie werden unter einer solchen Regierung erst die Andern sein? Welchen

Namen soll man erfinden, um sie von jenen zu unterscheiden, die unter den achtungswerthen alten Regierungen den Namen „Mann" so achtungswerth machten. Alle Schriftsteller bemühen sich, uns zu beweisen, wie Zeit und Umstände uns durchaus von jenen verschieden wollen, aber keiner lehrt uns, wie wir Zeit und Umstände beherrschen können, noch bis auf welchen Punkt sich diese Verschiedenheit erstrecken und wie weit man sie erdulden soll. Andererseits bemühen sich die Tyrannen und ihre noch weit niederträchtigern Speichellecker, uns zu beweisen, daß wir nicht mehr jenem alten hochherzigen Menschenschlage angehören. Und in der That ist es, so lange wir schweigend ihr schmachvolles Joch ertragen, für uns

beinahe weniger schmachvoll den Worten der Tyrannen, als den Schriftstellern der Jetztzeit zu glauben.

In dieser Weise fürchten wir unter den Tyrannen, denn Alle, Gute und Schlechte, Gelehrte und Unwissende, Denker und Dummköpfe, Tapfere und Feiglinge, die Einen mehr, die Andern weniger. Diese Furcht allein bildet die wahre kräftige Triebfeder einer solchen Regierung, die Furcht allein ist das Band, das die Unterthanen mit dem Tyrannen verknüpft.

Untersuchen wir jetzt, ob die Furcht der Tyrannen gleicherweise die Triebfeder seiner Regierung und das Band sei, welches ihn an seine Unterthanen bindet. Der Tyrann kennt meistens die unzähligen Mißbräuche seiner unförmlichen Herr-

schaft, er kennt die Laster, die verderbenden Grundsätze, die Ungerechtigkeiten, die Räubereien, die Unterdrückungen und kurz alle schwersten Uebel der Tyrannei, nur den Ursprung derselben, sich selbst kennt er nicht. Er sieht, daß die gewaltigen Bedrückungen und Steuern täglich mehr, die schon öden Provinzen entvölkern, aber dennoch befreit er sie nicht davon, da er eben aus diesen ungeheuern Lasten die Mittel zieht, das zahlreiche Heer seiner Söldner, Spione und Höflinge zu unterhalten, die für ihn die würdigen Mittel gegen seine Furcht bilden. Er weiß sehr gut, daß man die Gerechtigkeit zu Markte trägt und sie verkauft, daß die höchsten und wichtigsten Ehrenstellen immer den Schlechtesten anheim fallen, und obgleich

er all' dies weiß, so trifft er doch keine Abhülfe? Und warum? Darum, weil die Tyrannen, nur von gerechten, ehrenhaften und rechtlichen Beamten umgeben, kein Mittel mehr finden würden, ihre Privatrache mit dem Namen der Gerechtigkeit zu beschönigen. Daher kömmt es denn, daß er wider Willen und, ohne es gleichsam selbst zu bemerken, sich selbst für das erste Uebel des Staats ansehen muß, daß zuweilen seinem Verstande ein schwacher Schein der Wahrheit leuchtet, der ihn lehrt, daß wenn je seine Völker einen Gedanken, eine Vorstellung der wahren Gerechtigkeit faßten, er deren erstes Opfer sein würde, und zwar eben darum, weil kein anderer Mensch, so lasterhaft er auch sein mag, in was immer für einer Gesellschaft so

furchtbar und so Vielen schaden kann, als er allein durch seine eigene Tyrannei. Daher zittert jeder Tyrann bei dem alleinigen Namen der Gerechtigkeit, jedes wahre Licht des gesunden Menschenverstandes vermehrt seinen Argwohn, jede lichtvolle Wahrheit erzürnt ihn, die Tugendhaften setzen ihn in Furcht, und er glaubt sich niemals sicher, wenn er nicht jedes Amt Kreaturen seines Gleichen anvertraut, die erkauft und ihm ähnlich sind, die blindlings seinen eigenen Gedanken folgen, wodurch dann eine weit ungerechtere und weit furchtsamere Rotte entsteht, die aus den nämlichen Ursachen weit grausamer und tausendfach mehr unterdrückungslustiger ist, als er selbst.

„Aber," wird man mir einwerfen,

„es ist doch möglich, daß es einen Fürsten gibt, der die Menschen liebt, das Laster verabscheut und nur die Tugend zum Triumph und zur Anerkennung gelangen läßt.“ Hierauf aber antworte ich mit der Frage: „Kann es einen guten Menschen und Freund der Menschen geben, der, ohne blödsinnig zu sein, glauben oder sich zu glauben einbilden könnte, daß er durch ein göttliches Recht nicht allein über jedes einzelne Individuum, sondern auch über deren vereinigte Masse erhaben sei, der glauben könnte, er dürfe über sich und seine Handlungen nur Gott und sonst Niemanden Rechenschaft ablegen? Dann will ich glauben, daß ein solches Wesen ein guter Mensch sein kann, wenn ich erst ein einziges Beispiel gesehen ha-

ben werde, daß ein solcher Mensch, der das Beste seiner andern ihm untergeordneten Mitmenschen wahrhaft gewollt, die kräftigsten Maaßregeln ergriffen, um zu verhindern, daß in der Gesellschaft, wo er allein Alles und die Andern nichts waren, ein anderer gleich ihm von Gott Erwählter von da an uneingeschränkt und ungestraft das Böse begehen könne, von dem er wußte, daß es in seinem Staate von seinen Vorgängern begangen worden war, und wo er noch überdies voraussah, daß der menschlichen Natur nach, nach seinem Tode die nämliche Tyrannei, wie sie unter seinen Vorgängern herrschte, wieder zurückkehren würde. Aber wie kann man jenen Menschen tugendhaft und gut heißen, der einer so großen Zahl seiner

Nebenmenschen eine so hohe Wohlthat erzeugen kann und soll, und es doch nicht thut? Und aus welch' anderem Grunde unterläßt er es, als aus dem, weil er weiß, daß eine solche Wohlthat seinen künftigen Enkeln oder Nachfolgern, die unbeschränkte furchtbare Gewalt, ungestraft schaden zu können, schmälern könnte. Man bedenke, auf welch' eine edle Weise er statt jener schändlichen Gewalt, die er zerstören würde, den großartigsten bisher noch unerreichten Ruhm erlangen könnte, den erhabensten Ruhm, der nur je in den Gedanken der Menschen entstehen konnte, den Ruhm, mit eigener Aufopferung seiner herkömmlichen Rechte das dauerhafte Glück eines ganzen Volkes begründet zu haben.

Jetzt aber frage ich, wer ist denn dieser gute Fürst, mit dessen Ruhme die Niederträchtigkeit und die Furcht jeden Tag uns die Ohren betäuben? Ein Mensch, der sich für keinen Menschen hält, der es auch in der That, aber in einem andern Sinne, als er glaubt, nicht ist, ein Wesen, das vielleicht das körperliche Wohl Anderer will, d. h. daß sie nicht nackend sind, noch Betteln gehen, das sie aber in jeder andern Hinsicht, der Willkühr eines Einzelnen blind gehorchend, und darum auch nothwendig dumm, niederträchtig, lasterhaft und überhaupt mehr Thieren als Menschen ähnlich sehen will. Kann man aber einen solchen guten Fürsten (denn auf eine andere Weise kann ein Besitzer unrechtmäßiger, usurpirter und unbegrenz-

ter Gewalt nie gut genannt werden) wohl mit weniger Recht, als der schlechteste Fürst, ein Tyrann genannt werden, da doch aus der Handlungsweise des Einen wie des Andern die gleichen schmachvollen Folgen entspringen? Muß er deßhalb von den Opfern seiner Tyrannei weniger verabscheut werden? Muß es nicht in den Augen Aller als ein unverzeihliches Verbrechen erscheinen, wenn Jemand die ihm zu Theil gewordene unbegrenzte Macht Allen zu schaden, um jeden Preis vertheidigt und als das Edelste seiner Vorrechte ansieht, selbst wenn er dies Vorrecht, dessen er sich schuldig gemacht hat, auf keine Weise mißbraucht? Wird man jemals glauben können, daß ein solcher, geträumter guter Fürst ohne

Furcht sei, da er doch beharrt, auf dem Wege der ererbten Gewalt über den Gesetzen stehen zu wollen? Kann ein solcher Fürst, eher als jene seines Gleichen, seine Unterthanen von jeder Furcht befreien, da sie doch selbst unter dem Schutze der unumschränkten Gesetze, nie über irgend eine seiner absoluten Launen, welche den heiligen Namen des Gesetzes usurpiren wollen, sicher lachen können? Ich würde im Gegentheil behaupten, daß die Tyrannen, welchen von Natur aus eine sanftere Gemüthsart zu Theil geworden, in ihren Wirkungen meist nachtheiliger für das Volk sind. Hier ein Beweis meiner Behauptung. Die guten Menschen halten immer ihre Mitmenschen für eben so gut, wie sie selbst sind; die Ty-

rannen kennen die Menschen, im Allgemeinen genommen, meistentheils nicht, diejenigen aber, die sie niemals sehen, kennen sie gewiß nicht und nur sehr wenig die, die in ihrer Nähe sind. — Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß solche unumschränkte Fürsten nur von schlechten Menschen umgeben sind, da jeder gute Mensch stets die Gegenwart des Tyrannen fliehen wird, der außer der unbegrenzten Gewalt, ihm Alles rauben zu können, ihn noch durch den Einfluß des Beispiels und der Nothwendigkeit nöthigen kann, seine tugendhaften Grundsätze zu verleugnen. Es folgt zwar daraus nicht, daß schlechte Menschen, die sich dem Fürsten nähern, einander noch schlechter machen, wohl aber, daß Schurken, die sich

dem besten Tyrannen nähern, sich tugendhaft stellen, um ihn zu betrügen. Und dies ereignet sich jeden Tag, so daß die Tyrannei nicht so sehr von der Person des Tyrannen selbst, als von seiner mißbrauchten und ungerechten Gewalt ausgeht, die von schurkischen Höflingen mißbraucht wird. Wo aber auch immer die Tyrannei ihren Sitz haben mag, für die elenden Unterthanen bleibt die Sklaverei immer dieselbe, ja sie wird sogar unter einem guten Tyrannen weit fühlbarer, wenn sie auch für Einzelne weniger grausam erscheint.

Da das Gewissen dem guten Tyrannen keinen Mißbrauch der Gewalt vorwirft, so wird er nicht so sehr oder doch weniger fürchten als der Schlechte, denn

so lange er eine unumschränkte Macht in Händen hat, die ihm sein Bewußtsein stets als ungesetzlich bezeichnen wird, so lange kann er nie von Furcht frei sein. Der Beweis davon ist leicht zu führen, da der Tyrann, so ruhig und friedlich auch seine nachbarlichen äußern Verhältnisse sein mögen, doch nie die Soldaten von sich entfernt oder gänzlich abschafft. Wenn wir übrigens auch annehmen wollten, daß ein gutartiger Tyrann nicht für sich selbst fürchtet, so fürchten doch immer jene wenige Schurken, die unter seinem Namen die an sich gerissene Gewalt ausüben, desto mehr für sich selbst. Daher wird die Furcht stets die Grundlage, Ursache und Mittel jeder

Tyrannei bleiben, wie auch der Tyrann persönlich beschaffen sein mag.

Man führe nur nicht einen Titus, Trajan, Mark Aurel und Antonin an, denn diese bilden nur eine unbedeutende Zahl tugendhafter Tyrannen. Daß übrigens auch sie nicht frei von Furcht waren, beweist uns die einzige Thatsache, daß sie nie den Gesetzen Gewalt über ihre eigne Person einräumten, weil sie bestimmt wußten, daß sie die Ersten als Opfer derselben fallen würden. Keiner von ihnen schaffte die stehenden Heere ab, oder wagte es, sie einer andern Gewalt als der seinen zu unterwerfen, da jeder überzeugt war, daß seine eigne Person ohne sie nicht hinlänglich beschützt wäre. Jeder von ihnen war deshalb wohl völlig über-

zeugt, daß seine Gewalt unumschränkt sei, da keiner sie den Gesetzen unterwerfen wollte, und daß diese nämliche Gewalt auch ungesetzlich sei, weil sie ohne den Schrecken der soldatischen Macht nicht bestehen konnte. Nun frage ich, ob man selbst den besten Tyrannen einen guten Menschen nennen und wirklich dafür halten kann? Derjenige, der in seinen Händen eine Gewalt hält, die er selbst als schändlich, ungesetzlich und verderblich anerkennt, und nicht nur sich derselben nicht entäußert, sondern auch unterläßt, sie seinen Nachfolgern zu entziehen, was ihm doch zum unermeßlichen und dauernden Ruhme gereichen würde, kann der wohl gut, tugendhaft genannt werden? Die Unterthanen Trajans, Titus, Mark

Aurels und Antonins fürchteten diese guten Tyrannen eben so, wie Nero gefürchtet wurde, denn sonst würden sie gewagt haben, sie zu erinnern, daß sie sich den Gesetzen fügen, sich ihrer Gewalt entäußern und die Republik wieder herstellen sollten.

Es ist übrigens leicht zu begreifen, warum die Schriftsteller aller Zeiten diesen guten Tyrannen so viele Lobsprüche spenden und behaupten, daß wenn alle Fürsten ihnen glichen, die Alleinherrschaft die beste und zweckmäßigste Regierungsform sein würde. Sobald eine große Furcht alle Gemüther mächtig ergriffen hat, und dieselben plötzlich von zwei Drittheilen derselben befreit werden, so

hält man den Rest der Furcht für nicht der Rede werth.

Wie muß nun das Wesen beschaffen sein, von dessen freiwilligem Wohlwollen das Glück oder Unglück so vieler Millionen Menschen abhängen kann und soll? Kann ein solcher Mensch, ohne blödsinnig zu sein, durchaus leidenschaftslos sein? Kann er Alle lieben und nie Jemanden hassen? Kann er niemals betrogen werden? Kann er wohl die Gewalt besitzen, ungestraft alles Böse zu thun, und doch niemals auch nur das geringste Böse ausüben? Kann er sich endlich überhaupt für ein, von den gewöhnlichen Menschen ganz verschiedenes und ihnen überlegenes Wesen halten und dabei doch fähig sein,

seinen eigenen Vortheil, dem Vortheile Aller nachzusetzen?

Ich glaube nicht, daß es einen Menschen auf dieser Erde gibt, der seinem besten und erprobtesten Freunde selbst, unumschränkte Gewalt über sein eigenes Leben, Vermögen und Ehre geben würde, und daß, wenn es ja einen solchen Menschen gäbe, dessen wahrer Freund dies eben so sonderbare, als gefährliche und hassenswerthe Amt annehmen würde. Das nun aber, was ein einzelnes Individuum nie seinem besten Freunde zugestehen würde, das sollten Alle, für sich und ihre Nachkommen, Einem zugestehen, der weder ihr Freund ist, noch es je sein kann? Einem, den sie meist gar nicht kennen, dem sich nur die Wenigsten

nähern, und bei dem sie sich nicht einmal über die in seinem Namen an ihnen verübten Ungerechtigkeiten beklagen können. Das ist gewiß, daß ein solcher Wahnsinn nie oder höchstens nur auf einen Augenblick einer ganzen Menge in den Sinn gekommen, und wenn übrigens auch selbst eine so große Menschenmenge so wahnsinnig thöricht gewesen, einem einzigen Menschen eine so widersinnige Gewalt zuzugestehen, so kann dies doch nimmer die folgenden Geschlechter verpflichten, eine solche Gewalt zu bestätigen oder zu dulden. — Jede unumschränkte Gewalt ist daher immer, in ihrem Ursprunge wie in ihrem Fortschritte, eine offenbare und schändliche Usurpation des natürlichen Rechtes Aller. Jeder soll nun urtheilen, ob

ein Mensch, der eine solche fluchwürdige Gewalt ausübt, je ohne Furcht sich dieses geraubten Vorrechtes wird erfreuen können.

Es liegt in der Natur des Menschen, den zu fürchten, und demzufolge auch zu verabscheuen, der ihm schaden kann, selbst wenn er ihm auf die gerechteste Weise schadet. Und in der That finden sich eben bei jenen Völkern, wo das väterliche und eheliche Ansehen übertrieben ist, die furchtbarsten und zahlreichsten Beispiele der Undankbarkeit, des Kaltsinns, des Ungehorsams, des Hasses und der Vergehungen von Gattinnen und Kinder. Daraus geht hervor, daß Bestrafung der Vergehen, in guten Republiken nur ein Vorrecht der Gesetze und die selbst er-

wählten, zeitlichen Beamten, bloße Vollstrecker derselben sind, daß man ferner in den guten Republiken die Gesetze fürchtet ohne sie zu hassen, da sie nicht in einer Persönlichkeit dargestellt sind, daß man die Vollstrecker der Gesetze achtet, ohne sie eben zu hassen, da ihrer zu viel und selbe einem steten Wechsel unterworfen sind, und daß man endlich kein einzelnes Individuum wegen Besitzes unrechtmäßiger Gewalt weder haßt noch fürchtet.

Das Bild eines erblichen Tyrannen dagegen, stellt sich den Völkern stets vom Gesichtspunkt eines Menschen dar, der, nachdem er ihnen ihr kostbarstes Besitzthum geraubt, kühn leugnet, daß sie es je besessen hätten, und der beständig das Schwert gezogen hält, um zu verhindern,

daß man ihm seinen Raub wieder abjage. Er mag Niemand verletzen, aber wer sollte deshalb seine Furcht aufgeben? Die Völker mögen sich immerhin um das ihnen entrissene Besitzthum nicht kümmern, aber der Tyrann, der ihrer Sorglosigkeit nie gewiß sein kann, bleibt stets zum Kampfe und zur Vertheidigung bereit. Es ist daher nicht Muth gegen Muth, sondern Furcht gegen Furcht die Triebfeder, die jede usurpirte Gewalt aufrecht erhält.

Während ich aber so lange über die Furcht spreche, höre ich, wie man mir von allen Seiten zuruft: Wenn zwei erbliche Tyrannen mit einander kämpfen, ist es dann die Furcht oder der Ehrgeiz, die so viele muthige Männer bewegen, für

sie dem Tode Trotz zu bieten? Ich antworte, daß ich von dieser Art der Ehre seiner Zeit sprechen werde, daß übrigens auch die sklavischen Völker des Orients, die nach unserer Meinung die Ehre nicht kennen und die wir deßhalb so tief unter uns glauben, auf das muthigste für ihre Tyrannen kämpfen und für sie ihr Leben hingeben. Ich lege den Grund dieser Erscheinung der natürlichen Wildheit des Menschen bei, dem ungestüm wallenden Blute, der Prahlsucht und dem Wetteifer, vermöge deß keiner dem Andern nachstehen will, den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen und endlich mehr als allem Andern, der schon so oft genannten Furcht. Diese furchtbare Leidenschaft erscheint im menschlichen

Herzen unter so viel tausendfachen Gestaltungen, daß sie sich nicht leicht in das Gewand des Muthes hüllen kann. Die Kriegsheere unserer Zeit, bei welchen jene, die aus der Schlacht fliehen, mit dem Tode bestraft werden, können als der beste Beweis für diese Behauptung gelten. Diese Tyrannenhelden, die für einige Kreuzer täglich dem Tyrannen ihre Niederträchtigkeit verkaufen, wissen, daß, wenn sie von ihren Führern wie eine Koppel Hunde auf das Schlachtfeld getrieben werden, hinter ihrem Rücken ihre eigenen Häscher mit entblößten Schwertern stehen und daß häufig auch das Geschütz rückwärts aufgepflanzt ist. Hinter sich, wenn sie fliehen, den gewissen Tod, müssen

diese feigen Schurken wohl Muth gegen den Feind heucheln.

Ohne daher viel Ehrgefühl zu haben, ist es ganz natürlich, daß solche Soldaten, einen ungewissen und ehrenvollen Tod einem beschimpfenden und unausbleiblichen vorziehen.

Viertes Kapitel.

Von der Niederträchtigkeit.

Aus der Furcht Aller, vor der Tyrannei eines Einzigen, entsteht die Niederträchtigkeit der Meisten. Aber die Niederträchtigsten sind jene, die sich dem Tyrannen, das heißt der Quelle aller activen und passiven Furcht am meisten nähern. Deßhalb, glaube ich, besteht ein unendlich großer Unterschied zwischen Niederträchtigkeit und Furcht. Der wackere

Mann kann durch die, ihm ererbten unglücklichen Verhältnisse, zu fürchten gezwungen werden; aber seine Furcht wird sich stets in eine gewisse Würde hüllen, d. h. er wird schweigend fürchten, selbst den Anblick dessen, der Alle in Furcht setzt, meidend, und in sich selbst verschlossen, oder mit wenigen Gleichgesinnten die schmachvolle Nothwendigkeit der Furcht, so wie die Unmöglichkeit, sie zu vernichten oder ihr entgegenzuarbeiten, beklagen.

Der seiner innersten Natur nach Niederträchtige wird dagegen mit seiner Furcht prunken und ihr den gleisnerischen Mantel falscher Liebe umhängen; er wird eifrig um den Platz zur Seite des Tyrannen kämpfen und mit ihm eins zu werden suchen, da er nur dadurch hoffen kann,

seine eigene Furcht zu schwächen und die der Andern zu vervielfältigen. Es scheint mir daher, eine anerkannte und festgestellte Thatsache zu sein, daß, wenn unter einer tyrannischen Herrschaft auch Alle gleich in den Staub getreten sein können, deßhalb doch nicht alle gleich niederträchtig sind.

Fünftes Kapitel.

Vom Ehrgeize.

Jener mächtige Trieb, vermöge dessen alle Menschen mehr oder weniger sich über Andere, so wie über sich selbst zu erheben suchen, jene glühende Leidenschaft, die die ruhmvollsten wie die verabscheuungswürdigsten Handlungen hervorruft, kurz der Ehrgeiz verliert unter einer tyrannischen Regierung nichts von seiner Intensität, während doch so viele andere edlere Lei-

denschaften durch eine solche Regierung erschlafft oder gar ertödtet werden. Der Ehrgeiz aber, der durch die Tyrannei sich alle Wege zu erhabenen und tugendhaften Zielen versperrt sieht, wird dadurch nur um so niedriger und schändlicher, je größer er ist.

Das höchste Ziel eines nicht frei geborenen Ehrgeizigen ist stets das, einen Theil der höchsten Gewalt zu verlangen, und hierin begegnen sich die tyrannischen Regierungen und die freiesten und tugendhaften Republiken beinahe auf demselben Wege. Uebrigens kann jeder leicht einsehen, wie verschieden diese Gewalten sind, zu denen beide Parteien so sehr anstreben, wie verschieden ferner die Mittel, um sie zu erlangen, und wie verschieden

endlich die Zwecke der Parteien sind. In der Tyrannei gelangt man zu einem Antheil an der höchsten Gewalt, wenn man zu kriechen, den Tyrannen zu unterstützen und ihm zu schmeicheln versteht; in der Republik dagegen wird von einem freien Volke, nur anerkannter Tugend, gewichtigen, dem Vaterland geleisteten Diensten, kurz nur der, durch thatsächliche Beweise erprobten, Liebe des allgemeinen Wohles, eine beschränkte und vorübergehende Gewalt eingeräumt. Eine Gesammtheit kann nie einen andern Nutzen wollen, als den der Gesammtheit selbst, und deßhalb auch keine Andern belohnen, als die, die ihr diesen allgemeinen Nutzen verschaffen. Es ist zwar richtig, daß eine große Gesammtheit sich auch täuschen kann, aber

nur für kurze Zeit, und die Abhilfe ihres Fehlers liegt immer in ihr selbst. Der Tyrann aber, der als Einzelner und allein, Allen gegenübersteht, hat nicht nur ein verschiedenes, sondern auch meist ein, der Mehrzahl feindlich gegenüberstehendes, Interesse, und muß daher nur diejenigen belohnen, die ihm nützlich sind, während er jene, die den Nutzen Aller bezwecken, statt zu belohnen, verfolgen und bestrafen muß. Wenn auch der Zufall einmal wollte, daß sein eigener Nutzen sich mit dem der Mehrzahl identificirte, so würde der Tyrann, indem er den Urheber belohnte, wahrscheinlich das allgemeine Beste vorschützen, während er doch eigentlich nur den, seinem persönlichen Interesse geleisteten Dienste belohnt. Und so wird auch

derjenige, der zufällig dem Staat einen Dienst erwiesen, falls man anders das Wort „Staat" in der Tyrannei anwenden und Sklaven dienen kann, ohne sie von ihrem schändlichen Joche zu befreien, immer sagen, daß er dem Tyrannen einen Dienst erwiesen, da er mit diesen Worten entweder sein niederträchtiges Gemüth oder seinen verblendeten Verstand verbergen will. Der Tyrann selbst wird gleichfalls aus Unachtsamkeit stets sagen, er habe die ihm geleisteten Dienste belohnt, wenn nicht seine eigne Furcht und deren Tochter, die Verstellung ihm in's Gedächtniß zurückrufen, daß er wenigstens der Form nach, sich des Wortes „Staat" bedienen muß.

So ließ sich Julius Cäsar, der

Schriftsteller, als er von Julius Cäsar, dem Krieger und künftigen Tyrannen sprach, folgende Worte entschlüpfen: Scutoque ad eum (ad Caesarem) relato Scaevae Centurionis, inventa sunt in eo foramina CCXXX, quem Caesar, ut erat De Se meritus et de republica, donatum millibus ducentis etc. *) Man sieht in dieser Stelle aus den Worten: „De Se meritus", wie der gute Cäsar, der in seinen Denkwürdigkeiten von sich nur in der dritten Person sprechen wollte, hier so ganz unvorsichtigerweise in der ersten spricht, und zwar so, daß die Worte de republica

*) Als man ihm (dem Cäsar) den Schild des Centurio Scäva brachte, so fand man darin 230 Löcher; welchem Cäsar dann, da er sich um ihn und die Republik verdient gemacht hatte, 1200 ꝛc.

gleichsam als eine Verbesserung hinter den Worten De Se stehen. So schrieb und dachte der großherzigste aller Tyrannen, als er sich noch nicht zu einem solchen aufgeworfen hatte und noch im Zweifel stand, ob sein Vorhaben gelingen würde oder nicht. Er war als Bürger geboren und hatte als solcher bis über vierzig Jahre gelebt. Wie wird nun ein gewöhnlicher Tyrann über einen solchen Gegenstand denken und sprechen, einer derjenigen, die als Tyrannen geboren, erzogen und sicher sind, auf dem Throne zu sterben, und die nur der ewige Ueberdruß quält, daß keiner ihrer Wünsche je einem Hinderniß begegnet?

Aus dem bisher Gesagten geht nach meiner Ansicht hervor, daß die Gunst

eines Einzelnen stets nur für die Schlechtigkeit von deren Empfänger spricht, wenn auch gleich derjenige, der sie zugesteht, selbst tugendhaft sein kann. Um einem Einzigen zu gefallen, muß man sich nothwendig demselben nützlich erweisen, während die Tugend fordert, daß ein öffentlicher Charakter auch nur dem Gemeinwesen nützlich sei. Gleicherweise geht jedoch aus meinen Worten hervor, daß derjenige, dem die Gunst eines freien Volkes, so verdorben er auch sein mag, zu Theil wird, nichts desto weniger irgend einige Fähigkeit und Tugend an den Tag legt, da man um Vielen oder den Meisten zu gefallen, offenbar Allen nützlich sein oder scheinen muß, und das Eine wie das Andere erfordert in jeder Weise einige

Fähigkeit und Tugend. Um sich einem Einzigen dagegen gefällig und nützlich zu erweisen, in der Absicht, einen Theil seiner Macht an sich zu reißen, werden stets niederträchtige Mittel, Kleinlichkeit der Seele, Ränke und Schurkereien, so wie tausendfältige Ungerechtigkeiten erforderlich sein, um mit den Nebenbuhlern, die denselben Weg verfolgen, erfolgreich kämpfen und sie biegen zu können.

Meine Behauptungen werden sich leicht durch Beispiele erhärten lassen. Die Römer waren schon sehr verdorben, und ihre Freiheit wankte, als Marius die Stimmen des Volkes gewaun und sich trotz Sylla's und der Adeligen zum Consul machte. Aber man muß auch betrachten, welch' ein Mann dieser Marius war,

wie viele und welche Tugenden, er schon auf dem Forum, wie auf dem Schlachtfelde entfaltet hatte, und man wird dann sogleich einsehen, daß das Volk ihn gerechterweise begünstigte, da unter den damaligen Zeiten und Umständen seine Tugenden seine Laster weit überwogen. (*Die Franzosen waren nicht frei, denn das sind sie nimmermehr gewesen, wohl aber in einem günstigen Zeitpunkte, die Freiheit

*) Wenn die Franzosen auch in der Neuzeit mit Ausnahme Englands und Norwegens die freieste Regierungsform haben und während der Revolution sogar Augenblicke wirklicher Freiheit hatten, so sind sie doch eigentlich nie vollkommen frei gewesen, wie selbst einer ihrer ersten Staatsmänner und Geschichtsschreiber, A. Thiers, am Schlusse seiner Geschichte d. fr. Revolution anerkennt. Der Morgen der Freiheit muß erst kommen, und zwar für Frankreich um so eher, je schneller das Prinzip der Centralisation seinem Untergange entgegengeht. A. d. H.

zu gründen und auf immer die vernunftgemäßen Grenzen des Fürstenthums festzusetzen, als sich Heinrich IV., ein Jahrhundert nach seinem Tode, der Abgott der Franzosen auf den französischen Thron schwang. Sully, dieser rechtschaffenste Minister des besten Fürsten, erfreute sich zu dieser Zeit der verdientesten Gunst. Wenn man nun aber die politische Tugend dieser beiden Männer genau untersuchen will, so muß man sie nach ihren Thaten beurtheilen. Hatte Sully wohl jemals den tugendhaften Muth, seine Gunst dazu zu benutzen, diesen besten aller Könige mit unwiderlegbaren Gründen zu zwingen, freie und feste Gesetze zu schaffen, die über ihn und seine Nachfolger erhaben waren? Und wenn er

dies wirklich gewagt hätte, kann man auch mit Bestimmtheit behaupten, daß er Heinrichs Geist behalten haben würde? Die Gunst des besten Tyrannen selbst, kann man also durchaus nicht auf dem Wege wahrer politischer Tugend erwerben und noch weniger beibehalten.

Untersuchen wir zuerst die Quellen der Gewalt. Die Mittel, um ihrer in den Republiken theilhaftig zu werden, sind: die Vertheidigung und Verherrlichung der Republiken, die Vermehrung ihrer Herrschaft und ihres Ruhms, die Sicherung ihrer Freiheit, so lange sie noch unverdorben sind, und die Abstellung der Mißbräuche, oder wenigstens der Versuch dazu, wenn sie verdorben sind, und endlich das unerschrockene Vorhalten der Wahrheit, so

mißfällig und beleidigend sie ihnen auch erscheinen mag.

Um von dem Tyrannen einen Antheil der Gewalt zu erhalten, muß man ihn vertheidigen und zwar mehr gegen seine Unterthanen als gegen seine Feinde, man muß ihn loben, seine Fehler bemänteln, seine Herrschaft und Gewalt vermehren, seine unumschränkte Gewalt, wenn er ein gemeiner Tyrann ist, offen, und wenn er ein kluger Tyrann ist, unter dem Anschein der öffentlichen Wohlfahrt, sicherstellen, und hauptsächlich ihm vor Allem die so wichtige Wahrheit verschweigen: „daß unter der unumschränkten Regierung eines Einzelnen Alles nothwendigerweise verdorben und lasterhaft sein muß.“ Eine solche

Wahrheit kann man nicht sagen, wenn man sich die Gunst des Tyrannen erhalten will, abgesehen, daß es für den, der eine solche Gunst je gesucht und erhalten, vielleicht unmöglich ist, eine solche Wahrheit zu denken und zu begreifen. Diese offenbare und göttliche Wahrheit kann eben so wenig von Jemanden verschwiegen werden, der aufrichtig das gemeinschaftliche Beste will, als es unmöglich ist, daß ein Tyrann, der mehr als alles Andere seinen persönlichen Nutzen berücksichtigt und berücksichtigen wird, sie jemals ertragen sollte.

Alle Höfe sind daher nothwendig mit Schurken angefüllt, und wenn der Zufall ja einen rechtlichen Mann dahin geführt, der sich als solcher zu zeigen und zu be-

haupten wagen will, so wird er sicher, früh oder spät als Opfer so vieler anderer Schufte fallen, die ihm nachstellen, ihn fürchten und verabscheuen werden, da sie von seiner, ihnen unerträglichen Tugend beleidigt werden. Daher kann da, wo ein Einziger allein, Herr über Alles, wie über Alle ist, nur eine lasterhafte Gesellschaft gedeihen. Alle Jahrhunderte, wie alle Tyranneien haben diese Wahrheit von jeher bekräftigt, und doch ist und wird sie in jedem neuen Jahrhundert und unter jeder tyrannischen Regierung nur wenig geglaubt und noch weniger empfunden.

Der Tyrann, mag er auch von Natur gut sein, verdirbt doch unmittelbar Alle, die sich ihm nahen, da seine unbe-

grenzte Macht, die er, selbst wenn er sie gar nicht mißbraucht, doch nie ablegt, alle ihn in der Nähe Beobachtenden, mit weit mehr Furcht erfüllt, aus dieser gesteigerten Furcht eine tiefere Verstellung, und aus der Verstellung und dem Schweigen, Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit entstehen.

Aus dem Ehrgeiz in der Tyrannei erwächst dem Ehrgeizigen nicht selten eine, nicht weniger unbegrenzte Gewalt, als die des Tyrannen selbst, und zwar eine solche, wie sie keine Republik je einem ihrer Bürger in diesem Maaße zugestehen könnte oder wollte. Deßhalb scheint bei Vielen derjenige entschuldigenswerth, der, obgleich in der Sklaverei geboren, sich doch ein so hohes Ziel vorzusetzen wagt,

wie das, unter dem Schutze der Dummheit oder Sorglosigkeit des Tyrannen, sich mächtiger zu machen, als er selbst ist. Möge doch ein Jeder darauf antworten, indem er sich selbst die Frage vorlegt: „Kann man je eine gesetzwidrige, unbegrenzte, geraubte und im Namen eines Andern zeitlich ausgeübte Gewalt, ohne Betrug erlangen? Kann dieselbe ausgeübt werden, ohne Vielen, oder wenigstens Denen zu schaden, die sich gleichfalls um dieselbe beworben haben? Kann sie endlich ohne Betrug, Grausamkeit, und eine gewisse Ueberlegenheit erhalten werden?"

Man bewirbt sich daher in den Republiken um die Gewalt, weil sie bei demjenigen, dem sie zu Theil wird, zugleich als Beweis vieler Tugenden gilt, und

dem Betreffenden auch zugleich ein weites Feld eröffnet, den eigenen Ruhm mit dem Wohle Aller zu vergrößern. Man strebt unter der Tyrannei nach der Gewalt, weil sie die Mittel darbietet, unsern persönlichen Leidenschaften zu fröhnen, sich grenzenlos zu bereichern, Beleidigungen ohne Furcht vor Strafe, zu vergelten, die niederträchtigsten Dienste zu belohnen, und kurz alle Jene zittern zu machen, die mit dem Theilhaber dieser Gewalt auf gleicher oder höherer Stufe als er geboren sind. Es kann auf keine Weise bezweifelt werden, daß die Ehrgeizigen in den Republiken wie in den Tyranneien diese Vorsätze hegen. Schon ehe der Republikaner zur Gewalt gelangt, weiß er, daß er sie nicht immer behalten kann,

daß er sie nicht wird mißbrauchen können, da er denen, die seines Gleichen sind, die strengste Rechenschaft ablegen muß, und daß die Erlangung dieser Gewalt ihm zum Beweise dient, daß er geschickter und tauglicher dazu war, als seine Mitbewerber.

Dem Sklaven in der Tyrannei dagegen ist es nicht unbekannt, daß die Gewalt, um die er sich bewirbt, keine Grenzen hat, und eben deßhalb Allen äußerst verhaßt sein wird, daß der Mißbrauch derselben zu ihrer Bewahrung nothwendig, daß das Anstreben zu dieser Gewalt ein lebendiger Beweis seiner Niederträchtigkeit ist, und die Erlangung derselben offenbar zur Schau stellt, daß er unter seinen schurkischen Mitbewerbern der

größte Schurke war. Und doch verfolgt der Ehrgeiz beider Parteien, ohne sich hemmen zu lassen, die begonnene Laufbahn, obgleich er all' dies schon am Anfange derselben weiß. Wer kann aber nun behaupten, daß der ehrgeizige Republikaner nicht mehr zum Ruhm als zur Macht anstreben und der ehrgeizige Sklave dagegen die Macht, den Reichthum und die Niederträchtigkeit zu seinem Theil erwählen wird?

Nicht jeder Ehrgeiz hat sich übrigens die höchste Gewalt zum Ziel erwählt. Es gibt bei der einen wie bei der andern Regierungsform, eine große Anzahl gewisser Halbehrgeiziger, die sich mit den bloßen Ehrenstellen, ohne die Beigabe der Macht begnügen, und eine noch größere

Zahl elender Schurken, die sich mit dem Gewinne begnügen und auf Macht und Ehren verzichten. Sowohl in der einen wie in der andern Regierung spricht derselbe Unterschied und derselbe Grund für sie. In der Republik erhält man nicht die Ehrenstellen, indem man einen Einzelnen betrügt, sondern indem man der Mehrzahl nützlich und hülfreich ist, und diese Mehrzahl will nur denjenigen ehren, der es in jeder Hinsicht verdient, da sie sich sonst selbst entehren würde. Die Ehrenstellen in der Tyrannei, wenn man es anders Ehrenstellen nennen kann, werden von der Willkühr eines Einzigen vertheilt, und meist nur altem adeligen Geblüte, treuer und gänzlicher Sklaverei der Vorfahren, vollkommnem und blindem

Gehorsame, d. i. gänzlicher Selbstverläugnung, Ränken, der Gunst und manchmal auch der Tapferkeit gegen äußere*) Feinde zugestanden.

Alle Ehrenstellen, wie sie auch sein mögen, die in diesen verschiedenen Regierungen schon ihrer innersten Natur nach von einander verschieden sind, werden ebenfalls auch aus verschiedenen Absichten nachgesucht. Unter einer tyrannischen Regierung will Jeder beim Volke einen,

*) Wenn Alfieri im 19ten Jahrhundert gelebt, und in demselben dies Buch geschrieben hätte, dessen Inhalt leider dem 19ten Jahrhundert nicht weniger fremd und anpassend, als wie dem 18ten ist, so hätte er erzählen können, daß man auch Häschern, die ihre eignen Verwandten dem Schaffotte überliefern, und Henkersknechten des Menschengeistes Ehrenstellen ertheilt, wie die neuesten Ereignisse im Süden wie im Norden hinlänglich beweisen.

A. d. H.

wenn auch noch so unbedeutenden Theil, des Tyrannen vorstellen. Daher befriedigt ein Titel, ein Band, oder eine ähnliche Thorheit häufig den kleinlichen Ehrgeiz eines elenden Sklaven*), da diese einfältigen Auszeichnungen nicht so sehr seine

---

*) Ist dieser erbärmliche Ehrgeiz in unserer Zeit verschwunden? Haben nicht selbst Männer, die für die Sache des Volkes stritten und schrieben, für ein Band, einen Hofrathstitel, eine Pension, der guten Sache den Rücken gewandt? Wir bedauern nicht, sie verloren zu haben, denn wer den Vater verräth, verräth auch die Mutter, und Verräther sind verächtlich, ob sie den schlichten Rock des Bürgers oder den buntfarbigen Lakaienrock des Dieners zur Schau tragen. So viel man auch von einem Poeten und politischen Apostaten in der jüngsten Zeit geschwatzt, er behalte seine unabhängige Gesinnung doch bei, wenn er auch eine, seinem eigentlichen Charakter (?) fremde Stellung, annehme, so sind wir doch der Meinung, daß man im Lakaienrock kein freier Mann bleiben könne.

A. d. H.

achtungswerthe Persönlichkeit als das Wohlwollen des Tyrannen beweisen, und dieser Elende nicht will, daß das Volk ihn ehre, sondern daß es ihn scheue und fürchte. In Republiken ist es leicht begreiflich, daß jeder nach Ehrenstellen strebt, da die Erlangung derselben ein Beweis der Tugend desjenigen sind, der sie erhält. Der Ehrgeiz, sich zu bereichern, besser „Habsucht" genannt, kann in Republiken erst dann Platz greifen, wenn sie verdorben sind, und dann selbst sind die Mittel, um sich zu bereichern, hauptsächlich der Handel und der Krieg, nie aber ungestrafte Ausbeutung des öffentlichen Schatzes. Obgleich nun der Gewinn allein an und für sich auch ein niedriger Zweck sein mag, so wird er doch durch

den Krieg wie den Handel, zur Belohnung zweier erhabener Tugenden, des Muthes und der Ehrlichkeit. Das Streben, sich zu bereichern, ist in den Tyranneien am allgemeinsten, und je reicher und umfassender dieselben sind, um desto leichter ist die Habsucht eines solchen zu befriedigen, dem die Verwaltung der öffentlichen Gelder übertragen ist. Außerdem gibt es noch tausend andere Wege, um sich zu bereichern und es sind deren um so mehr vorhanden, je größer die Laster des Tyrannen und desjenigen, der ihn regiert, sind.

Der Zweck, um dessentwillen sich die Menschen zu bereichern suchen, ist unter beiden Regierungsformen verwerflich, und zwar mehr noch in Republiken, als wie in Tyranneien, da man in jenen nur dar=

um übermäßige Reichthümer sieht, um entweder die Bürger zu bestechen, oder der Gleichheit Eintrag zu thun, in diesen dagegen, um allen Lastern und Ausschweifungen zu fröhnen. Indeß scheint mir, ungeachtet des Gesagten, in jenen Regierungen, wo die Mittel weniger niederträchtig, der Erwerb sicherer, und der, wenn auch verbrecherische Zweck, doch erhabner ist, die Begierde, Reichthümer zu erwerben, weit verzeihlicher. In unumschränkten Regierungen dagegen, können jene Reichthümer, die Früchte von tausend Ränken, tausend Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten und unumschränkten Launen eines Einzigen, auf gleiche Weise, ja selbst durch die Laune dessen, der sie gab, oder sie ungestraft stehlen ließ, auch

wieder genommen werden. Ich glaube nun von jeder Art des Ehrgeizes, der nur in der Tyrannei entstehen kann, gesprochen zu haben, und schließe mit den Worten, daß dieselbe Leidenschaft, die den Grundzug der lebensfreien Staaten bildet, sich in unfreien zur fluchwürdigsten Pest gestaltet.

Sechstes Kapitel

Von dem ersten Minister.

Ad consulatum non nisi per Sejanum aditus: neque Sejani voluntas, nisi scelere quaerebatur.

Tacit. Annal. IV, 68.

Unter den furchtbarsten öffentlichen Uebeln, die der Ehrgeiz in der Tyrannei hervorbringt, muß das Amt des öffentlichen Ministers, dessen ich im vorhergehenden Kapitel nur vorübergehend erwähnt, gezählt werden. Ich halte es für noth-



wendig, ja für wichtig, weitläufiger über diesen Gegenstand zu sprechen. Diese verhängnißvolle Würde verleiht ihrem Besitzer nur um so höheren Glanz, je unfähiger der Tyrann ist, der ihn damit betheilt hat. Da diese Würde aber nur von der Gunst des Tyrannen abhängt, und von einem einfältigen Tyrannen nicht vorauszusehen ist, daß er an einem aufgeklärten und fähigen Minister immer Geschmack finden könne, so folgt meistentheils daraus, daß dieser, zum Regieren nicht weniger untauglich, als der Tyrann selbst, ihn in der Fähigkeit wie dem Triebe, Böses zu stiften, oft noch weit übertrifft. Die europäischen Tyrannen pflegen ihren ersten Ministern gewöhnlich den Mißbrauch aller ihrer Rechte zuzugestehen, und

keines derselben wird ihnen von Seite der Unterthanen in größerer Ausdehnung und in höherem Grade zugestanden, als die allgemeine Verachtung Aller. Dieser Abscheu liegt ganz in der Natur des Menschen, der es nicht wohl vertragen kann, daß Jemand seines Gleichen, eine Gewalt an sich reiße oder ausübe, die durch das Loos einem Individuum zugefallen, das er durch seine Geburt über sich erhaben glaubt, und die dadurch, daß sie durch eine zweite und unrechtmäßige Hand ausgeübt wird, nur doppelt fühlbar wird.

Der erste Minister dagegen wird im Bewußtsein, der Gegenstand des allgemeinen Abscheu's zu sein, auch seinerseits den Abscheu mit Zinsen zurückgeben und deßhalb Jeden, der ihn beleidigt hat,

oder beleidigen kann, den er beargwöhnt, kurz, der nicht das Glück hat, ihm zu gefallen, züchtigen, verfolgen, unterdrücken und wo möglich vernichten. Der Minister überredet dann den hölzernen Tyrannen, zu dessen Seele er sich gemacht, daß Alles, was er angeordnet, nothwendig sei, um ihn selbst sicher zu stellen. Es kommt zuweilen vor, daß der Tyrann entweder aus Laune, Schwäche oder auch aus Furcht, dem Minister plötzlich seine Gunst und die Macht entzieht, ihn aus seiner Gegenwart verbannt, ihm jedoch aus einem eigenthümlichen Wohlwollen die geraubten Reichthümer und das Leben läßt. Ein solcher Wechsel aber ist nur eine neue Last für das arme Volk. Der vorhergehende Minister, wenn auch zahlloser

Räubereien, Betrügereien und Ungerechtigkeiten überführt, fällt doch beinahe nie ganz von seiner Würde herab, wenn nicht sein Nachfolger schlauer wie er, ihn in der Gunst des Tyrannen fallen zu machen, gewußt hat. Wie er aber auch empor gelangen möge, er kann doch erst an dem Tage steigen, an dem sein Vorgänger der Macht wie der Gunst verlustig wird. Dann muß sich aber der Staat vorbereiten, auch den neuen Minister zu ertragen, der immer ein etwas größerer Schurke als sein Vorgänger sein wird, in dessen Interesse es aber liegt, für besser gehalten zu werden, und der darum alle, von seinem Vorgänger getroffenen Einrichtungen, umstürzt und es sorg-

fältig vermeidet, sich in irgend etwas ihm ähnlich zu zeigen.

Und dennoch muß und will auch dieser, eben so wie sein Vorgänger, sich bereichern, sich seine Stellung sichern, sich an seinen Feinden rächen, sie verfolgen, unterdrücken und vernichten. Jeder Ministerwechsel in der Tyrannei ist daher für ein unglückliches sklavisches Volk nichts anders, als die Wechslung des Verbandes und des Wundarztes bei einer ungeheuren unheilbaren Wunde, wobei sich stets der Gestank und heftige Krämpfe erneuern.

Daß der neue Minister ein größerer Schurke sein muß, als sein Vorgänger, läßt sich leicht beweisen. Um einen schlechten aber auch zugleich schlauen und mäch-

tigen Menschen zu übervortheilen, muß man ihn nothwendig in Schlechtigkeit und Schlauheit übertreffen. Ein Minister des Tyrannen wird gewöhnlich nicht gestürzt, ohne daß nicht einer von denen, die bei seinem Sturze mittelbar oder unmittelbar betheilt waren, sich an seiner Stelle einschliche. Wie wußte nun dieser aber, alle Mittel, die jener zu seiner Sicherung angewandt hatte, unnütz zu machen? Er überwand ihn wahrlich nicht durch Glück, sondern durch überlegene Kunst. Nun frage ich: Lassen sich an Höfen bei demjenigen, der eine größere Kunst besitzt und mit Glück und Gewandtheit ausübt, wohl auch geringere Laster voraussetzen? Die Nicht-Wildheit der neueren Tyrannen, die nur ein Produkt der Nicht-Wild-

heit der neueren Völker ist, erlaubt nicht, daß man den Exministern das Leben nehme, ja nicht einmal ihre Reichthümer, wenn diese auch die Früchte ihrer Schandthaten sind. Ihnen wird keine andere Schmach zu Theil, als höchstens die, sich als Ziel aller Beschimpfungen und Spöttereien zu sehen, und zwar größtentheils von Seite jener Niederträchtigen, die unter ihrer Regierung am meisten vor ihnen zitterten. Einige dieser entsetzten Vice-Tyrannen besitzen übrigens oft genug Unverschämtheit, um sich mit ihrer Seelenruhe in ihrem Unglücke zu brüsten und wagen es thörichterweise sich den Namen, enttäuschter Philosophen, anzumaßen.

Ich würde nur meine Zeit verlieren und die Hoheit meiner erhabenen Aufgabe

aus den Augen setzen, wenn ich weitläufig beweisen wollte, daß ein so niedriges und schlechtes Wesen, nie ein Philosoph werden kann. Ich werde dagegen, was uns weit wichtiger ist, beweisen, daß der erste Minister eines Tyrannen nie ein guter und ehrlicher Mann ist, noch sein kann, indem ich, hier vor allen Dingen unter der politischen Ehrlichkeit, und dem wahren Wesen eines Menschen, nur das verstehe, wenn eine öffentliche Person fähig ist, das Wohl Aller dem Wohle eines Einzigen und die Wahrheit allem Andern vorzuziehen. Und indem ich auf diese Weise meine Ansicht von der politischen Ehrlichkeit ausgesprochen, glaube ich auch gleichzeitig meinen Satz hinlänglich bewiesen zu haben. Wenn der Tyrann

selbst sich nicht um die öffentliche Wohlfahrt kümmert und auch nicht kümmern darf, indem er sonst unmittelbar seine eigne Macht gefährden würde, ist es dann wohl glaublich, daß derjenige, der ihn nur zeitlich vertritt, sich je um das Gemeinwohl kümmern und für dasselbe wirken werde? Derjenige, den eine Laune, beinahe auf den Thron gehoben, und den eine Laune wieder in Staub schleudern kann?

Daß der Minister ferner auch in seinem Privatleben kein ehrlicher Mann sein kann, indem ich hier unter persönlicher Ehrlichkeit, Sittlichkeit und Treu' und Glauben verstehe, ließe sich ebenfalls ausführlich und mit unwiderlegbaren Gründen beweisen, aber die Minister er-

sparen mir diese Mühe, indem sie es durch ihre Thaten alle Tage weit kräftiger beweisen, als ein Schriftsteller es je mit Worten vermöchte. Man bemerke nur, daß kein Minister seinen Posten verlieren möchte, daß kein Posten so sehr beneidet wird, als der seine, daß kein Mensch mehr Feinde als er, und mehr Verläumdungen oder wahre Anklagen zu bekämpfen hat, und dann überlasse ich es jedem, selbst zu entscheiden, ob die Tugend in einer keineswegs tugendhaften Regierung mächtig genug ist, mit einer Kraft, die nicht ihre eigne ist, all' den Umtrieben und dem Neide zu widerstehen.

Aus der unbegrenzten, vom Tyrannen auf seinen Minister übertragenen

Gewalt, entsteht dann die Anmaßung, d. h. der Mißbrauch einer Gewalt, die an und für sich schon ein Mißbrauch ist. Die Gewalt wie der Mißbrauch nehmen immer zu, so oft sie der Person eines Unterthanen eingeimpft werden, denn dieser zufällige, gewählte Tyrann sieht sich genöthigt, mit jener Macht, sowohl den erblichen Tyrannen als auch sich selbst zu vertheidigen. Eine Vertheidigung aber, die auf mehr als auf eine Person beschränkt ist, erfordert auch nothwendig größere Vertheidigungsmittel, so wie eine gesetzwidrigere Gewalt noch gesetzwidrigere Mittel erheischt. Daher muß man die Einführung der Aufdringung einer solchen Persönlichkeit in einer Tyrannei als die höchste Vervollkommnung jeder willkühr-

lichen und schrankenlosen Regierung ansehen.

Man erlaube mir nur einen kurzen Beweis. Der Tyrann, der niemals Jemanden für seines Gleichen gehalten, oder wirklich gesehen, haßt aus angeborener Furcht seine Unterthanen im Allgemeinen, aber da er von keinem unter ihnen je persönlich beleidigt wurde, so haßt er die Individuen nicht. Das Schwert ruht also, so lange er es selbst hält, in der Hand eines Menschen, der nicht weiß, wen er schlagen sollte, da er von Niemand beleidigt worden. Aber sobald er das kostbare und furchtbare Symbol der Macht einem Unterthanen abtritt, der seines Gleichen und auch Höhere als er selbst kennt, und da er

im höchsten Grade schlecht und hassenswerth ist, auch von der Mehrzahl grimmig gehaßt werden muß, wer wird dann noch zu behaupten oder zu hoffen wagen, daß derselbe seine Macht nicht mißbrauchen werde?

Siebentes Kapitel.

Vom Kriegswesen.

Es möge der Tyrann selbst oder sein Minister regieren, so sind die Lohnsoldaten doch immer auf jede Weise die Vertheidiger, so wie Vollzieher ihrer unrechtmäßigen und unumschränkten Gewalt. In der neuern Zeit gibt es deren verschiedene Arten, die jedoch alle zu demselben schändlichem und verabscheuenswerthem Zwecke bestimmt sind.

In einigen Ländern Europa's werden die Menschen mit Gewalt in die Reihen der Söldner eingereiht, in andern bieten sie sich bei geringerem Zwange, zu desto größerer Schmach für ihre Nation, freiwillig an, ihre Freiheit oder besser gesagt, das, was sie mit diesem Namen benennen, zu verlieren. Solche werden gewöhnlich durch ihre Trägheit und ihre Laster, so wie durch die Hoffnung, ihres Gleichen zu übervortheilen und unterdrücken, zu diesem schändlichen Handel bewogen. Viele Tyrannen pflegen auch auswärtige Kriegsvölker in ihrem Solde zu haben, da sie auf selbe mehr Vertrauen setzen, und aus einem sonderbaren Widerspruche, der den Menschen nur wenig zur Ehre gereicht, lassen sich vorzüglich die Schweizer, das freieste

Volk der Erde *), erkaufen, beinahe allen Tyrannen als Wächter und Vertheidiger ihrer Person zu dienen. Indessen bilden die Soldaten, sie mögen nun Fremde oder Eingeborene, Freiwillige oder Gezwungene sein, in jeder Art den Arm, die Triebfeder, die Hauptstütze und den einzigen und kräftigsten Grund der Tyrannei. Ein Tyrann neuerer Art errichte-

*) Das freieste Volk der Erde war es auch nicht zu Alfieri's Zeiten, denn wer die Abhängigkeit der kleinern Cantone von den größern, und die Aristokratenherrschaft in denselben kennt, wird mir darin beipflichten. Indessen verkaufen sich auch in unsern Zeiten freie Engländer und Franzosen an fremde Herrscher und ziehen denselben Rock an, dem ihre Väter oft feindlich gegenüberstanden. Ja ein freigeborener Spanier findet es nicht zu schlecht, in Deutschland der Censur, dem Folterinstitut des göttlichen Gedankens, als besoldeter Nachrichter zu dienen. Das Beispiel liegt nicht fern. A. d. H.

te in diesem Jahrhundert die stehenden Heere; und dadurch eben, daß er zu jeder Zeit ein vollkommen gerüstetes Heer bereit halten wollte, bewies er, was wir schon früher erörtert, daß er stets Feinde fürchtete.

Es wäre übrigens nichts Neues, daß die Tyrannen ihre eigenen Unterthanen zu Feinden hätten, eben so wenig, wie daß sie dieselben, auch ohne diese furchtbaren Heere zum Gehorsam zwangen. Aber zwischen der Vorstellung, die man von den Dingen hat, und den Dingen selbst, stehen die Gefühle mitten inne, und die Gefühle sind beim Menschen Alles. Der Tyrann, der in den früheren Jahrhunderten meist unbewaffnet dastand, pflegte, wenn ihn die Lust anwandelte, seine Unterthanen mehr

als gewöhnlich zu drücken, sich oft dessen zu enthalten, da er im Fall ihres Widerstandes erst die Waffen ergreifen mußte, um sie zum Gehorsam zu bringen. Aber diese Gewalt, die der Vater oder Großvater des gegenwärtigen Tyrannen zwar stets in ihrem Besitz, aber nicht immer zum Gebrauch bereit sahen, diese furchtbare Gewalt, stets zum augenblicklichen Vollzuge aller Befehle bereit, liegt jetzt dem Regenten fortwährend vor Augen, und schützt ihn nicht nur vor jeder leisesten Regung der Unzufriedenheit seiner Unterthanen, sondern fordert ihn auch gewissermaßen auf, sie noch mehr zu drücken. Daher liegt zwischen der Idee der Macht unter der alten Tyrannei und der gegenwärtigen Wirklichkeit der Macht, gerade derselbe

Unterschied, der zwischen der eingebildeten Möglichkeit einer Sache und der handgreiflichen Ausführung derselben stattfindet. Diese neuern Kriegsheere vernichten durch ihre stete Fortdauer unter den neuen Tyrannen auch jeden Schein eines bürgerlichen Lebens. Man trägt selbst den Namen der Freiheit zu Grabe und der Mensch sinkt zu einem solchen Grade von Niederträchtigkeit herab, daß er politisch tugendhafte, gerechte, zur allgemeinen Wohlfahrt beitragende und erhabene Handlungen weder ausführen, noch überhaupt den Gedanken an solche zu fassen vermag. Aus dem Bestehen dieser elenden Menge müßiger Söldner, sklavisch im Gehorchen, übermüthig und roh in Vollziehung der Befehle, stets unerschrockener im Kampfe

gegen das Vaterland selbst, als gegen dessen Feinde, erwächst der tödtliche Mißbrauch, daß im Staate selbst sich ein zweiter Staat bildet, und zwar ein fortdauernder furchtbarer Körper, dessen Interessen und Meinungen, denen der Unterthanen gänzlich entgegen sind, ein Körper, der durch seine unrechtmäßige und fehlerhafte Einrichtung schon in sich selbst, die schon bewiesene Unmöglichlichkeit der bürgerlichen Wohlfahrt begreift. Unter den Völkern jedweder Regierung ist das Interesse Aller oder doch der Mehrzahl, entweder gar nicht oder so wenig als möglich unterdrückt zu werden. In der Tyrannei aber liegt es in dem Interesse der Soldaten, deren Interesse nothwendig mit dem des Tyrannen, der sie er-

nährt und sie in ihrer stolzen Faulheit pflegt, Hand in Hand gehen muß, die Völker so sehr als sie nur können, zu unterdrücken, da sie, je mehr sie dieselben im Zaume halten, desto höher geachtet und gefürchtet werden.

In der Tyrannei kömmt es nicht vor, wie in den Republiken, daß die innern Uneinigkeiten einen Theil des Staatslebens ausmachen, und daß sie klug und vorsichtig benützt, zur Befestigung der Freiheit dienen. Jede Verschiedenheit des Interesses in der Tyrannei vergrößert im Gegentheil das allgemeine Elend und die allgemeine Sklaverei, und daher muß sich der Schwache, so zu sagen, selbst vernichten, während der Große über alle Maaßen stolz wird. Daher sind in der Ty-

rannei die Söldner Alles und die Unterthanen nichts.

Diese Uebermächtigen, sie mögen nun mit Gewalt oder durch ihr eigenes Zuthun eingereiht sein, pflegen hinsichtlich der Sitten, der gemeinste Abschaum des Abschaums des Volkes zu sein; sobald sie aber, die Einen wie die Andern die Schandlivree ihrer doppelten Dienstbarkeit angezogen haben, so werden sie stolz, als wären sie weniger Knechte wie ihres Gleichen; sie legen dann den Namen Bürger, dessen sie unwürdig waren, ab und verachten ihres Gleichen, die sie nur, als tief unter sich stehend, betrachten. Und in der That beweisen sich ihre ehemaligen Mitbürger, die Bauern, in der Tyrannei auch als weit geringer, da sie diese soldatische Brut er-

tragen, ungeachtet sie, sie zu verachten, beschimpfen, berauben und zu unterdrücken wagt. Diesen elenden Horden könnten doch die Völker so leicht widerstehen, wenn sie nur einen einzigen Augenblick ihre Kräfte erkennen wollten, da sich stets tausend gegen einen dieses Gelichters finden würden. Wenn nun auch die Niederträchtigkeit der Unterdrückten so groß wäre, daß sie ihren Unterdrückern nicht mit offener Gewalt zu trotzen wagten, so könnten sie doch dieselben leicht durch Geschenke erkaufen und bestechen, denn ihr Muth wie ihr Arm gehört dem, der sie am besten bezahlt. Dadurch würden übrigens große Uebelstände entstehen, unter denen, der nicht der geringste wäre, daß im Volke eine große Anzahl von Individuen sein würde,

die nicht mehr Soldaten sein, und selbst wenn sie wollten, nicht mehr Bürger werden könnten.

Es ist wahr, daß das Volk sie fürchtet und demzufolge sie auch haßt, aber es haßt sie doch nie so sehr, als wie es den Tyrannen verabscheut und wie sie es eigentlich verdienten. Dies ist nicht einer von den unbedeutendsten Beweisen, daß das Volk in der Tyrannei weder untersucht noch denkt, denn wenn es bedächte, daß gegenwärtig ohne Soldaten kein Tyrann mehr bestehen könnte, so würde es sie weit mehr verabscheuen, und von diesem grenzenlosen Hasse würde dann das Volk bald dahin kommen, diese Elenden bald gänzlich zu vertilgen.

Es darf nicht als Widerspruch erscheinen, wenn ich sage, daß ohne Soldaten

auch kein Tyrann bestehen würde, nachdem ich doch früher gesagt, daß die Tyrannen nicht immer stehende Heere gehabt. Mit dem Wachsen ihrer Gewalt, so wie dem Zunehmen der Mittel, diese Gewalt auszuüben, hat auch die Gewaltthätigkeit der Tyrannen in dem Maaße zugenommen, daß bei dem Abnehmen dieses Mittels auch die Furcht der Völker abnehmen und die Tyrannei vielleicht gänzlich vernichtet werden würde. Deßhalb sind auch diese Heere, die, ehe man gewisse Grenzen überschritt und eine weniger handgreifliche Gewalt das Volk im Zaum hielt, nicht nothwendig waren, es jetzt um so mehr geworden; und dies liegt auch ganz in der Natur des Menschen, der, wenn man ihm Jahre lang eine wirkliche Ge-

walt vor Augen gehalten und er derselben nachgegeben, sich dann nicht mehr von einer, bloß idealen Gewalt, einschüchtern läßt. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Tyranneien in Europa wird mit dem Verschwinden der stehenden Heere auch die Tyrannei verschwinden.

Das Volk wird demnach nie mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen können, daß man es je von dieser ewigen Schmach befreien wird, seine, aus seinem eignen Schooße hervorgegangenen Henker, die nur zubald der heiligsten und natürlichsten Bande uneingedenk werden, selbst besolden zu müssen. Das Volk *) aber hat nicht

*) Ich erkläre hier ein für allemal, daß, wenn ich vom Volk spreche, ich darunter nur jene Gesammtheit von mehr oder weniger begüterten Bür-

nicht nur die Hoffnung, sondern auch die volle Gewißheit, sich von dieser Schmach zu befreien, sobald es wahrhaft wollend, das nicht von Andern erbitten will, was zu nehmen, nur in seiner Macht steht.

---

gern und Bauern verstehe, die irgend ein Grundeigenthum oder Handwerk besitzen, und Frau, Kinder oder Eltern haben, nie aber spreche ich von jener, vielleicht zahlreichern, aber um so weniger achtungswürdigen Klasse von Nichtshabenden aus den untersten Pöbelklassen. Solchen Individuen, die nur gewohnt sind, in den Tag hineinzuleben, denen jede Regierung gleich ist, da sie nichts zu verlieren haben, die vorzüglich in den Städten dem sittenlosesten und verworfensten Gelichter angehören, solchen darf keine Regierung, selbst nicht die reinste Demokratie, andere Rücksichten erweisen, als die, es ihnen nie an Brod, Gerechtigkeitspflege und einem Maaße von Furcht fehlen zu lassen. Sobald eines dieser drei Dinge mangelt, läuft die gesellschaftliche Ordnung Gefahr, von ihnen über den Haufen gestürzt zu werden.

Jeder europäische Tyrann unterhält so viel Söldner, als er nur kann und noch weit mehr. Sie gefallen ihm, er freut sich über sie und wird über alle Maaßen stolz darauf. Sie bilden den wahren Edelstein seiner Krone*). Mit dem Schweiß und tausend Entbehrungen seines Volkes erhalten, sind sie auf den leisesten Wink des Tyrannen stets bereit, sein Herzblut zu trinken. Je nach der Anzahl der unterhaltenen Soldaten, richtet sich das Ansehen der Tyrannen unter sich.

*) Diese Edelsteine der Krone sind auch in unseren Zeiten dem Blute des Volkes, dem Blute ihrer Verwandten und Freunde nicht fremd. Bedarf es wohl noch der Beispiele, um unsere jüngsten Erinnerungen wach zu rufen? A. d. H.

Da sie nun die Zahl ihrer Trabanten nicht vermindern können, ohne daß sie an Ansehen verlieren, und eine verabscheute Person, so bald sie aufhört, furchtbar zu sein, sich offenbar selbst zuerst zum Gespötte Aller macht und ihre ganze Bedeutsamkeit bald vernichtet, so muß man wohl glauben, daß die Tyrannen nimmermehr diese offenbare Verachtung, den unvermeidlichen Vorläufer ihres nahen gänzlichen Sturzes abwarten und wie bisher das Volk aussaugen werden, um mit der Menge ihrer Soldaten, sich selbst zu erhalten. Die Tyrannen, die zu einer gewissen Zeit auch die öffentliche Meinung beherrschten, versuchten die Dümmsten ihrer Unterthanen vom Volk wie vom Adel zu überreden, und überre-

deten sie auch wirklich, daß der Kriegsdienst etwas sehr Ehrenvolles wäre. Dadurch, daß sie selbst diese Livree trugen und das Gaukelspiel, als wenn sie selbst durch alle Grade dieses Standes stiegen, trieben, daß sie diesem Stande viele beleidigende und ungerechte Vorrechte über andere Standesklassen, besonders über alle Obrigkeiten einräumten, haben sie die bessere Einsicht verblendet, und ihre nur zu thörichten Unterthanen zu diesem schändlichen Handwerk verlockt.

Eine einzige Bemerkung ist hinreichend, ihre possenhafte Spiegelfechterei zu zerstören. Entweder sieht man die Soldaten für die Vollstrecker des tyrannischen Willens im Staate selbst an, und kann es dann wohl unmöglich für ehrenvoll hal-

ten, eine ungemessene und widerrechtliche Gewalt gegen Vater, Brüder, Verwandte und Freunde in Anwendung zu bringen; oder man betrachtet sie als Vertheidiger des Vaterlandes, d. h. jenes Ortes, wo man zu seinem Unglücke eben geboren ist, wo man mit Gewalt zurückgehalten wird, und es weder Freiheit und Sicherheit noch Eigenthum gibt. Kann man es aber dann für ehrenvoll halten, ein Land so wie einen Tyrannen zu vertheidigen, der es mehr mißhandelt, als es selbst der erbittertste Feind thun würde? Warum einen andern Tyrannen verhindern, das Land von dem seinen zu befreien? Was kann der neue Tyrann denn dem Lande noch nehmen, was nicht der Erste schon genommen hätte? Ja es ist sogar wahr-

scheinlich, daß der neue Tyrann nur aus einer nothwendigen Klugheit, das Land im Anfang wenigstens weit menschlicher behandeln wird, als der Verjagte.

Ich schließe daher, daß, wenn wir das nicht Vaterland nennen können, wo wir weder Freiheit noch Sicherheit finden, das Kriegshandwerk stets das schändlichste aller Handwerke sein wird, da es nichts anderes zum Zweck hat, als den freien Willen, Freunde, Verwandte, das eigne Interesse, Leben und Ehre, für eine schmachvolle und ungerechte Sache, um den niedrigsten Preis zu verkaufen.

Achtes Kapitel.

Von der Religion.

Difficile est satiram non scribere.
Juvenal.

Was immer für eine Meinung der Mensch über Dinge, die über sein Verständniß hinausreichen, wie Seele und Gottheit z. B. sind, sich auch selbst oder durch fremden Einfluß angeeignet haben mag, so pflegt dieselbe doch stets eine der festesten Stützen der Tyrannei zu sein. Die

Vorstellung, die der Pöbel von einem Tyrannen gefaßt, kömmt der, beinahe von allen Völkern fälschlich aufgefaßten Vorstellung von dem höchsten Wesen, so gleich, daß man beinahe versucht wäre, zu glauben, daß der erste Tyrann nicht so sehr, wie man gewöhnlich zu glauben pflegt, der Mächtigste, sondern der größte und tiefste Kenner des menschlichen Herzens gewesen und demnach durch ihn zuerst eine Vorstellung von der Gottheit, wie sie auch immer beschaffen sein mochte, gegeben worden sei. Daher entstand auch bei vielen Völkern die bürgerliche Tyrannei aus der religiösen, welche beide sich häufig entweder in ein einziges Wesen vereinten oder doch einander stets unterstützten. Die heidnische Religion, mit ihrer unendlichen Ver-

vielfältigung der Götter, die den Himmel beinahe zu einer Republik umschuf und selbst Jupiter den Gesetzen des Fatums und andern Gebräuchen und Vorrechten des himmlischen Hofes unterwarf, mußte nothwendig der freien Gestaltung des Lebens, ausnehmend günstig sein und war es auch in der That. Die jüdische und in ihrem Gefolge die christliche und mahomedanische Religion, die nur einen einzigen Gott als unumschränkten und allmächtigen Herrn aller Dinge zuließ, mußte daher auch nothwendig der Tyrannei weit günstiger sein, wie sie es auch wirklich war und noch ist.

Alles dies schon von Andern Gesagte übergehe ich, als meinem Thema fremd, und verfolge dasselbe, das vorzüglich von

der modernen Tyrannei unserer Zeiten und unseres Welttheils handelt, indem ich nicht den Unterschied der verschiedenen Religionen, sondern den Einfluß der unsrigen auf die Tyrannei zu erforschen suche.

Die christliche Religion, die jene von beinahe ganz Europa ist, ist schon an sich selbst dem freien Leben nicht sehr günstig, die katholische dagegen ist mit demselben durchaus unverträglich.

Um den ersten dieser Sätze zu beweisen, genügt wohl, wie ich glaube, der einzige Beweis, daß dieselbe in keiner Weise die Menschen zu einem freien Leben hinweist, beredet und ermahnt. Der erste und hauptsächlichste Antrieb zu einem so folgereichen Entschlusse müßte bei den Menschen doch von ihrer Religion

ausgehen, da es nichts gibt, was sie mehr beherrscht, ihnen diese oder jene Stimmung tiefer einprägt und sie mehr zu großen und erhabenen Unternehmungen anfeuert und entflammt. In der That geboten auch in der alten Heidenzeit, Jupiter, Apoll, die Sibyllen und Orakel der alten Völker, alle um die Wette, Vaterlandsliebe und Erhaltung der Freiheit. Die christliche Religion dagegen, aus dem Schooße eines unfreien, unkriegerischen, unaufgeklärten und von den Priestern schon gänzlich unterjochten Volkes hervorgegangen, gebietet nur blinden Gehorsam, nennt nicht einmal die Freiheit, und der Tyrann, sei er Priester oder Laie, kömmt ganz Gott gleich. Wenn man untersuchen wollte, in welcher Weise sie sich verbreitet, so

würde man stets die Erfahrung machen, daß sie bei tyrannisch regierten Völkern stets weit leichtern Eingang, als in die Republiken, fand. Bei dem Sturz des römischen Reichs, in das sie keinen Eingang finden konnte, bis nicht die militärische Tyrannei den letzten Keim des bürgerlichen Lebens erstickt hatte, nahmen nicht lange nachher alle jene barbarischen Nationen, die sich desselben bemächtigten und sich in der Folge in Gallien, Spanien und Afrika niederließen, unter ihren verschiedenen Anführern die christliche Religion an. Der Grund davon scheint mir in dem Umstande zu liegen, daß diese verschiedenen Anführer Tyrannen bleiben wollten und ihre Völker, gewohnt, unabhängig zu sein, sobald sie nicht im Kriege

begriffen waren, nur als Soldaten ihrem Anführer, nie aber als Sklaven, ihrem Tyrannen gehorchen wollten. Bei dieser Verschiedenheit der Gesinnungen trat das Christenthum vermittelnd dazwischen, indem es die Völker zur Unterthänigkeit überredete, während es den Tyrannen ihre Macht sicherte, wenn sie selbe mit den Priestern theilen wollten. Der andere Theil dieser nordischen Nationen dagegen, die einfach und arm, aber frei in ihren Heimathswäldern zurückgeblieben, waren die Letzten, die mehr durch Gewalt als durch Ueberzeugung die christliche Religion annahmen.

Die wenigen Nationen, die sie außerdem annahmen, wie die Bewohner verschiedener Landstriche in Afrika und Ame-

rika, wurden mehr durch Furcht und Gewalt dazu bewogen, wogegen man aber aus dem wilden Fanatismus, mit dem man sie in China und noch mehr in Japan ergriff, leicht ersehen kann, wie kräftig und leicht sie in der Tyrannei emporschießt und sich überall ausbreitet.

Die häufigen Mißbräuche derselben bezwangen in der Folge einige Völker, deren Klugheit ihre Einbildungskraft überwog, sie durch Entziehung und Aufklärung vieler schädlichen Irrthümer, einzuschränken. Dieselben, die man dann mit dem Namen Ketzer von den Andersgläubigen unterschied, öffneten sich dadurch wieder einen Weg zur Freiheit, die bei ihnen wieder kräftig emporkeimte, nachdem sie lange Zeit von Europa verbannt gewesen war.

Die Völker dagegen, welche jene Mißbräuche nicht zügelten und sie in ihrer ursprünglichen Gestaltung, zwar nicht so, wie sie von Christus gelehrt, sondern wie sie von seinen Nachfolgern mit Kunst, Betrug und auch wohl Gewalt entstellt worden war, behalten wollten, versperrten sich hierdurch auf immer jeden Weg zur Wiedergeburt der Freiheit. Ich werde nun die vorzüglichsten Gründe anführen, die nach meiner Ansicht jedem katholischen Staate es unmöglich machen, wahrhaft frei zu werden oder es zu bleiben, so lange er katholisch bleibt.

Der Bilderdienst, die Gegenwart Gottes in dem Abendmahle (Transsubstantiation) und noch andere dogmatische Punkte werden, ob man sie glaubt oder nicht,

nie einen wohlthätigen Einfluß auf das politische Leben äußern. Der Papst, die Inquisition, das Fegefeuer, die Ehe als unauflösliches Sacrament und das Cölibat der Geistlichkeit, diese sechs Ringe der heiligen Kette sind es, die die weltliche Kette so stark befestigen, daß sie beinahe unzerbrechbar wäre *). Beginnen wir zuerst bei dem ersten dieser sechs Punkte. Ich sage,

*) Die prophetischen Worte Alfieri's sind nun beinahe nach einem Jahrhundert in Erfüllung gegangen, und die sechs Ringe der ultramontanen Kette werden in Staub zerfallen. Ronge und Schneidemühl, sind unter den freisinnigen und aufgeklärten Katholiken die Losungsworte geworden, und mit ihnen: Vernichtung der römischen Gewalt, der Gewissensinquisition, des Cölibats. Durch den Sturz der römischen Sklaverei, durch das kräftige Emporblühen einer deutsch-katholischen Kirche,

daß ein Volk, das glaubt, es könne einen Menschen geben, der unmittelbar Gott vorstellt, und der sich niemals irren kann, das ist gewiß ein dummes Volk. Wenn ein Volk aber wegen seines Unglaubens gequält, verfolgt und beinahe zum Glauben gezwungen wird, so wird die Folge davon sein, daß die erste Generation aus Furcht, die Söhne derselben aus Gewohnheit, und die Enkel aus Dummheit an den Papst glauben werden. Und so muß ein Volk, das im Katholicismus beharrt, nothwendigerweise im höchsten Grade be-

---

und deren Vereinigung mit ihren übrigen christlichen Glaubensgenossen, wird auch unsere politische Freiheit neues Leben erhalten und die Wahnbilder vergangener Jahrhunderte werden endlich in den Staub zurückfallen, der schon längst ihr Schicksal gewesen sein sollte. A. d. H.

schränkt, sklavisch und dumm werden. "Aber," wird man mir antworten, „die Ketzer glauben an die Dreieinigkeit, und dies scheint doch dem menschlichen Verstande weit abgeschmackter, als alles Vorgenannte, und die Ketzer sind also nicht weniger dumm als die Katholiken." Ich antworte, daß auch die Römer an den Flug und das Fressen der Vögel, einen weit abgeschmackteren und kindischeren Gegenstand glaubten, dabei dennoch frei und groß blieben, und erst dann dumm und niederträchtig wurden, als sie an die Gottheit Cäsars, Augustus und anderer ihnen ähnlicher und schändlicherer Tyrannen glaubten. Unsere Dreieinigkeit kann daher, als eine der sinnlichen Wahrnehmung nicht unterworfene Sache, geglaubt werden oder nicht,

so wird sie doch nie irgend einen Einfluß auf das politische Leben gewinnen, wogegen das größere oder geringere Ansehen eines Menschen, die unumschränkte und in den heiligen Mantel der Religion gehüllte Gewalt über die wichtigsten Dinge, die wichtigsten Folgen mit sich führt, worunter wohl die bedeutendste die ist, daß jedes Volk, das eine solche Gewalt erkennt oder zuläßt, sich für immer zum Sklaven macht.

Daß man diese Gewalt zuläßt, ohne weiter daran zu glauben, scheint nun einer jener, der gesunden Vernunft so widerstreitenden, Widersprüche zu sein, so daß man ihnen unmöglich eine lange Dauer voraussagen kann, weßhalb auch eine weitere Erwähnung unnütz ist. Jene Völ-

ker aber, welche die Gewalt des Papstes zulassen, da sie an dieselbe glauben, wie z. B. unsere Vorfahren thaten, erkennen dieselbe nothwendigerweise entweder aus Furcht oder aus Unwissenheit und Dummheit an. Glauben sie aus Unwissenheit oder Dummheit, so ist es einleuchtend, daß eine dumme und gänzlich unwissende Nation bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nicht frei sein kann, glaubt sie aber nur aus Furcht, von wem wird dann diese Furcht eingeflößt? Von den päpstlichen Excommunicationen wahrlich nicht, da sie nicht daran glauben, wohl aber von den Waffen und der Gewalt des Tyrannen, der sie politisch wie religiös unterdrückt, und sie, wenn auch nicht zum Glauben selbst, doch dazu zwingen kann,

daß sie sich stellen, als glaubten sie an die, ihnen aufgedrungene, Religion. Weder Athen, noch Sparta und Rom oder überhaupt andere aufgeklärte Republiken, zwangen ihre Völker an die Unfehlbarkeit der Orakel zu glauben und noch weit weniger, sich irgend einem entfernten Priester zinsbar und unterthänig zu machen.

Die Inquisition, dieses schändliche Tribunal, bei dessen Namen man schon zusammenschaudert, existirt noch mehr oder weniger, beinahe in allen katholischen Ländern *). Der Tyrann bedient sich

---

*) Wenn auch die Form der spanischen Inquisition nicht mehr herrscht, so haben wir sie dafür im politischen Leben, im geheimen Gerichtsverfahren, in der Henkerprozedur gegen den freien Geist und

ihrer zu seinen Zwecken und erweitert oder beschränkt ihre Macht, je nach seinem Gutdünken. Welchen Einfluß würde übrigens diese Gewalt der Priester und Mönche, der schändlichsten, grausamsten, von jedem gesellschaftlichen Bande freien, und gleichzeitig auch niederträchtigsten Klasse, durch sich selbst wohl haben, welchen Schrecken könnte sie den Völkern wohl einflößen, wenn nicht der Tyrann sie unterstützte? Eine Gewalt, die ein ungerechtes und tyrannisches Tribunal aufrecht erhält, ist selbst weder gerecht noch gesetzmäßig; da wo die Inquisition gedeiht, gedeiht auch die Tyrannei, wo der

---

in unser häusliches Leben drängen sich die schurkischen Jesuiten mit und ohne Tonsur, um die Inquisition auf ihre Weise auszuüben. A. d. H.

Katholicismus ist, kann auch stets die Inquisition sein, und es ist daher klar erwiesen, daß kein Volk gläubig katholisch und politisch frei sein kann.

Und was soll ich von der Beichte sagen? Ich unterlasse zu bemerken, was ohnehin schon jedem bekannt ist, daß die Gewißheit der Verzeihung eines jeden Verbrechens durch das einfache Bekenntniß desselben, eher ein Sporn als ein Zügel des Verbrechens ist, so wie ich überhaupt über viele andere Dinge, die aus dem täglichen Mißbrauch des Sakraments entstehen, schweige. Ich sage nur, daß ein Volk, daß seine Geheimnisse, Handlungen und Gedanken einem Menschen beichtet, in dem thörigten Glauben, sie durch seine Vermittlung der Gottheit zu

entdecken, das jeden leisen Gedanken an einen Versuch, das ungerechte Joch der Tyrannei abzuschütteln und sich eine vernunftgemäße Freiheit zu erringen, als die schwerste seiner Sünden bekennen muß, ein solches Volk kann und verdient nicht frei zu sein.

Die Lehre vom Fegefeuer, gleichzeitig Ursache wie Wirkung der Beichte, trägt auch ihrerseits nicht wenig dazu bei, die katholischen Völker zu erniedrigen, zu verarmen und in noch tiefere Sklaverei zu stürzen; um seine Väter und Großväter von dieser Strafe loszukaufen, in der Hoffnung, daß Söhne und Enkel ein Gleiches thun werden, geben diese Völker ihren Priestern nicht allein ihr Ueberflüssiges, sondern häufig auch ihr Nothwen-

diges hin. Hieraus entspringt ihr ungeheuerer Reichthum, ihr gutes Einverständniß mit den Tyrannen, und aus dieser zweifachen Verschwörung auch eine zweifache allgemeine Sklaverei. Dadurch muß das Volk, das unter jeder Regierung schon arm ist, unter der tyrannischen katholischen Regierung noch mehr ausgesaugt und in solchem Grade herabgewürdigt werden, daß es nie mehr denken oder wagen wird, die schändlichen Fesseln beider abzuschütteln. Die Pfaffen dagegen, die arm, wie sie waren und eigentlich sein sollten, durch die freundliche Hülfe des Fegefeuers übermäßig reich und stolz geworden und sich seitdem vervielfältigt haben, sind unter jeder Regierung geneigt, ja durch ihre übermäßigen und ungesetzli-

chen Reichthümer gezwungen, sich mit den Unterdrückern des Volks zu verbinden und zur Bewahrung ihres Mammons, auf dem tausendfältiger Fluch haftet, selbst Unterdrücker zu werden.

Aus der Unauflöslichkeit der, zum Sakrament gemachten Ehe, entspringen gleichfalls alle jene bedeutenden politischen Uebel, deren wir in der Tyrannei täglich ansichtig werden. Schlechte Ehemänner, schlechtere Gattinnen, schlechte Väter und noch schlechtere Söhne sind die Folgen dieses Gesetzes, das anstatt die häuslichen Bande fester zu knüpfen, sie durch deren Beständigkeit, die beiden Theilen das Leben nicht angenehm macht, gänzlich verdirbt und auflöst.

So wie die katholischen Völker endlich

in Folge der Unzertrennlichkeit der ehelichen Bande, meist nur schlechte Ehemänner, Gattinnen und Väter aufweisen, so pflegen sich auch die katholischen Priester, weder als Söhne, noch Brüder oder Bürger zu zeigen, da man, um diesen dreifachen Stand zu kennen und dessen Pflichten wahrhaft zu erfüllen, aus eigener Erfahrung den schweren Stand eines Ehemannes und Vaters kennen gelernt haben muß. Aus den bisher angeführten Gründen scheint wohl hinlänglich einzuleuchten, daß ein von der Tyrannei bereits unterjochtes Volk, sich nur schwer seiner unwürdigen Fesseln entledigen und dabei katholisch bleiben könne. Um nur ein einziges Beispiel, von so vielen, die uns zu Gebote stehen, anzuführen, erwähne

ich des Abfalls der Niederlande, während dessen, jene armen Provinzen, die ihre Pfaffen nicht gemästet hatten, ihren zweifachen Abfall bewerkstelligen konnten, indeß die reichen, von Mönchen, Aebten und Bischöfen angefüllten, katholisch und Sklaven blieben. Erforschen wir, ob ein freies und katholisches Volk sich in diesen Eigenschaften lang erhalten könne.

Ich halte es für äußerst schwierig, daß ein von so vielen politischen Irrthümern, wie der Katholicismus mit sich bringt, unterjochtes Volk, frei sein könne, wo aber dies dennoch der Fall ist, so erkläre ich es geradezu für unmöglich, daß es sich lange, politisch frei, erhalten könne. Ein Volk, das an die unfehlbare und unbegrenzte Gewalt des Papstes

glaubt, ist schon ganz dazu gestimmt, einen Tyrannen anzuerkennen, der mit weit größerer Macht, von der Zustimmung und den Bannbullen des Papstes verstärkt, dasselbe überreden oder zwingen kann, ihm auch in politischen Dingen denselben Gehorsam zu leisten, den es dem Papst in geistlichen leistet. Ein Volk, das vor der Inquisition zittert, wird um so mehr vor den Kräften zittern, die dieselbe aufrecht erhalten. Ein Volk, das wahrhaft aufrichtig beichtet, wird das nicht stets der Sklave desjenigen sein, in dessen Macht die Lossprechung liegt? Ja ich behaupte, daß aus der Sekte der Priester selbst, falls kein weltlicher Tyrann vorhanden wäre, sich bald ein geistlicher erheben würde, so wie, falls sich von

einer andern Seite ein Tyrann zeigte, die Priester ihn augenblicklich unterstützen und anerkennen werden, da sie von ihm dann ein Gleiches zu hoffen haben. Unter den vielen Thatsachen, die für meine Behauptung sprechen, führe ich nur die an, daß in den italienischen Halbrepubliken die Priester bei weitem kein solches Ansehen und Reichthümer erwarben, als in den Alleinherrschaften. Ein Volk endlich, das sich selbst seiner Habe entäußert und sich selbst, seine Verwandten, ja seine eigenen Kinder beraubt, um es den ehelosen Pfaffen zu geben, wird mit der Zeit unzweifelhaft so dürftig und elend werden, daß es dem nächsten Besten, der es erobern und zum Sklaven machen will, als leichte Beute in die Hände fällt.

Ich weiß nicht, ob man dem Priesterthum die Ehre der ersten Erfindung schuldig ist, die politische Herrschaft als unverletzlich heilig zu behandeln, oder ob die politische Herrschaft dies, zu Gunsten des Pfaffenthums erfunden hat. Diese gegenseitige anscheinende Vergötterung ist schon sehr alt, und wir sehen schon im alten Testament, daß sich die Könige und Priester wechselseitig heilig nennen, wogegen wir aber nimmermehr hören, daß von irgend einem dieser Beiden die unbestreitbaren Rechte der menschlichen Gesellschaft heilig genannt worden wären. Thatsache ist es, daß beinahe alle Völker dieser Erde von diesen beiden Klassen, die sich beide von jeher wechselseitig für ungerecht erkannt, aber deßhalb nichtsdestowe-

niger sich gegenseitig heilig genannt haben, immer in die Mitte genommen wurden und leider noch werden; von zwei Klassen, die von den Völkern meist verabscheut, oft entlarvt und doch immer angebetet worden sind.

Es ist übrigens ebenfalls Thatsache, daß die Katholiken der Jetztzeit nur wenig mehr an den Papst glauben, daß die religiöse Inquisition beinahe gar keine Macht mehr hat, daß nur die Dummköpfe beichten, daß man, mit Ausnahme von einigen geistlichen und gemeinen Dieben, keinen Ablaß mehr kauft, dagegen werden aber der Papst, die Inquisition, die Beichte und die Allmosen zur Erlösung aus dem Fegefeuer, bei den gegenwärtigen Katholiken reichlich durch das

Kriegsvolk ersetzt. Der Tyrann erzweckt gegenwärtig durch den Schrecken, den seine zahlreichen stehenden Armeen einflößen, dieselbe Wirkung, die er früher durch den Aberglauben und die gänzliche Unwissenheit der Völker erlangte. Es liegt jetzt dem Tyrannen wenig daran, ob man an Gott glaubt, sobald man nur an seine eigne Macht glaubt, und für diesen, für uns nur wenig tröstlichen Glauben, bürgen ihm seine Soldaten.

Es gibt übrigens dessen ungeachtet scheinheilige Tyrannen, die ihre Schurkereien mit dem Mantel der Religion bedecken wollen, und deßhalb dieselbe aufrecht zu erhalten streben, um bei dem großen Haufen, der die Religion noch immer achtet und ehrt, für fromm zu

gelten und ihm zu gefallen. Jeder kluge Tyrann muß auch so zu Werke gehen, um nicht durch eine unnütze Ungläubigkeit eines der kostbarsten Theile seiner Gewalt, wie der ihm zu Gebote stehende Zorn der Priester und umgekehrt sein eigener, von ihnen zu seinen Zwecken benutzt, verlustig zu werden. Außerdem könnte er auf einen Religionsschwärmer stoßen, der die Stelle eines Freiheitsschwärmers verträte, und jene sind nicht minder selten und weit gefährlicher als diese, was um so leichter begreiflich ist, als der Name Religion beinahe im Munde Aller, der der Freiheit aber, im Munde Weniger und in Niemandens Herzen ist. Der erhabenste und nützlichste Fanatismus, würde nach meiner Ansicht

nur der sein, der eine Religion, wie einen Gott hervorriefe und fortpflanzte, die beide unter den schwersten Strafen dem Menschen auferlegten, frei zu sein und zu bleiben. Diejenigen aber, die bisher Andern Fanatismus einflößten, waren meist selbst keine Fanatiker und es lag gewöhnlich nur zu sehr in ihrem Nutzen, denselben für einen Gott und eine Religion einzuflößen, die den Menschen befahlen, Knechte zu sein.

Neuntes Kapitel.

Von den alten Tyranneien, verglichen mit den neueren.

Dieselben Ursachen haben zu allen Zeiten und an allen Orten, meist nur mit sehr geringen Verschiedenheiten, dieselben Wirkungen hervorgebracht. Alle im höhern Grade verdorbenen Völker haben sich von jeher unter dem Joche von Tyrannen gebeugt, unter welchen es wieder überaus schlechte, schlechte, mittelmäßige,

ja sogar auch gute gegeben hat. In den neueren Zeiten ist die Erscheinung eines Caligula, Nero, Dionysius, Phalaris rc. äußerst selten geworden, und wenn auch deren noch zum Vorschein kommen, so nehmen sie doch eine ganz andere Maske an. Dagegen ist auch das Volk der Neuzeit weit civilisirter und die Wildheit des Tyrannen steht stets mit der des Volkes im Verhältniß.

Unsere Tyranneien sind auch überdies noch von denen des Alterthums sehr verschieden, obgleich das Kriegsvolk, der Lebensnerv und die Grundlage von beiden war. Beinahe alle Tyranneien und hauptsächlich die römisch-kaiserliche entstanden und erstärkten sich durch die kriegerische Gewalt, die ohne irgend eine Rücksicht

auf den gänzlichen Sturz aller vorläufigen bürgerlichen und gesetzlichen Gewalt begründet würde. Die neueren Tyranneien in Europa dagegen entspringen aus einer Kraft, die zwar gleichfalls kriegerisch und gewaltig war, aber doch den Anschein hatte, als wenn sie aus, bei diesen Völkern schon begründeten, gesetzmäßigen, bürgerlichen Verhältnissen entsprängen. So dienten z. B. der Grund der Vertheidigung eines Staates gegen den andern, zu diesem Zwecke und die Tyrannei erwuchs daraus, zwar unbemerkbar und heimlicher als bei der alten, gestaltete sich aber dadurch weit verhängnißvoller und dauerhafter, da sie, sich stets nur mit dem eingebildeten Mantel der gesetzmäßigen bürgerlichen Macht umhüllt zeigt.

Die Römer waren unter blutigen Schauspielen aufgewachsen, die sie zur Zeit der Republik zu einer tugendhaften Wildheit begeisterten, sie jedoch am Abend ihrer Freiheit nicht weniger blutdurstig ließen. Nero, Caligula 2c. tödteten ihre Mütter, Gemahlinnen, ihre Brüder und Jeden, der ihnen überhaupt mißfiel, aber Nero, Caligula und ihres Gleichen endeten beinahe immer durch das Schwert. Unsere Tyrannen verschleiern ihre Mordthaten, vergießen nur selten ohne Nothwendigkeit das Blut ihrer Unterthanen, und verhüllen es auch dann unter dem Mantel der Gerechtigkeit, aber unsere Tyrannen sterben auch im Bette.

Ich will nicht läugnen, daß die christliche Religion nicht wenig beigetragen, die

allgemeinen Sitten zu mildern, obgleich von Constantin bis zu Karl IV. die Geschichte der Völker, die in diesem Zeitraume lebten, so viele Beispiele von unwissender, dummer und niedriger Wildheit aufweist, daß diese Völker eigentlich gar keine Geschichte verdienten. Ungeachtet dessen muß man der christlichen Religion immerhin einen großen Antheil an der allgemeinen Verbesserung der Sitten und einer verhältnißmäßigen Verfeinerung der Tyrannen zuschreiben. — Der Tyrann, der meist unwissend, abergläubisch und feig ist, beichtet ebenfalls und wenn er auch von den, an seinen Unterthanen verübten, Unterdrückungen und Erpressungen losgesprochen wird, so würde er es vielleicht doch nicht werden, wenn

er zu unsern Zeiten ohne Scheu, Mutter und Brüder gemordet, oder eine seiner Städte und Provinzen mit Feuer und Schwert verwüstet hätte, außer er erkaufte seine Freisprechung von dieser ungeheuern Schandthat zu einem ungeheuerem Preise und mit gänzlicher Unterwürfigkeit unter den Willen der Priester *).

*) Ueber die Vergebung der Sünden durch den Ablaß wollen wir folgende Stelle aus Sleidani Historia de statu religionis et reipublicae Carlo V. imp. Lib. XIII. pag. 208 anführen, in welcher er, über den Ablaß und den Krämermönch Tezel spricht und dessen Worte über die Kraft der von ihm zum Verkauf ausgebotenen, Ablaßzettel citirt. „Si quis Virginem matrem vitiasset et gravidam fecisset, condonare ipse potest, interventu pecuniae.“ Der Trierer Rock und das Blut des h. Januaris zu Neapel, so wie viele andere scheußliche Gaukelspiele des schändlichen Pfaffenthums bieten zu dieser Stelle ein würdiges Seitenstück. A. d. H.

Ob es nun eine Wohlthat oder ein Uebel sei, daß durch die allgemeine Verfeinerung der Sitten, auch die Tyrannen ihre ursprüngliche blutdürstige Wildheit abgelegt, dafür aber desto dauerhafter als die des Alterthums geworden, kann nun jeder leicht urtheilen, der die Wirkungen und den Einfluß beider näher betrachtet. Was mich betrifft, so würde ich nur einfach sagen, daß zu unsern Zeiten schwerlich ein Nero geboren werden und seine Schandthaten ausüben können würde, daß es aber auch noch weit weniger wahrscheinlich ist, daß ein Brutus geboren werde, der zum Heile Aller, seine Hand wie seinen Verstand anwenden würde.

Von der Tyrannei.

Von dem

Grafen Victor Alfieri.

Neu übertragen und mit einem Vorwort

begleitet von

F. Freiherr von Fennberg.

Impune quaelibet facere id est regem esse.
Sallust. Bell. Jugurth. Cap. 31.

Zweiter Theil.

Mannheim, 1845.
Verlag von Heinrich Hoff.

Zehntes Kapitel.

Von der falschen Ehre.

Wenn sich die alten und neuen Tyranneien in dem Umstande gleichen, daß sie die Furcht zur Grundlage, die Religion und den Soldatenstand als Hülfsmittel haben, so unterscheiden sich die neuen dagegen, von den alten einigermaßen dadurch, daß sie in der falschen Ehre und in der Klasse des fortdauernden erblichen

Adels eine Stütze gefunden haben, die ihnen ihre Fortdauer bis in die Ewigkeit sichern kann. Ich werde in diesem Kapitel von der falschen Ehre sprechen und mir für den Adel, wie er es wohl verdient, ein eigenes Kapitel vorbehalten. Die Ehre, ein, von so Vielen schon definirter und von allen Völkern und zu allen Zeiten schlecht aufgefaßter Begriff, läßt sich nach meiner Ansicht gar nicht definiren. Nach meiner Ansicht würde ich die Ehre einfach als den Wunsch und das Recht von der Mehrzahl geehrt zu werden, auslegen. Die falsche Ehre, nenne ich: jenen Wunsch nach Ehre, der nicht die Tugend des Geehrten und das Gemeinwohl des Ehrenden zur Grundlage hat, wogegen ich unter

der wahren Ehre jenen Wunsch begreife, der keine andere Grundlage als die wahre Ausübung der Tugend zuläßt. Dies angenommen, wollen wir nun erforschen, wie diese Ehre in den Tyranneien beschaffen ist, wer sich zu ihr bekennt, wem sie eigentlich nützt, aus welcher Tugend sie entsteht und welche Tugenden und wahres Wohl sie befördert.

Die Ehre gibt sich in den Tyranneien, selbst für die alleinige und wahre Triebfeder aller jener aus, die nicht aus Furcht zu handeln behaupten. Der Tyrann, hoch erfreut, daß die, unter einem andern Titel verkappte, Furcht, nur noch eine größere und ihm vortheilhaftere Wirkung hervorbringe, unterstützt diese allgemeine Täuschung außerordentlich. Mit

dem einfachen Namen der Ehre, die ihm immer auf den Lippen haftet, treibt er seine Unterthanen zu muthvollen und großherzigen Unternehmungen, welche wahrhaft ehrenvoll wären, wenn sie nicht bloß zu seinem Privatvortheil und zum öffentlichen Nachtheil verübt werden. Sobald aber Ehre so viel sagen will, als das gerechte Recht, von den Guten und Rechtschaffenen, als der Mehrzahl nützlich, geehrt zu werden, und nur die Tugend allein einem solchen Rechte als Grundlage dienen kann, wie kann dann ein Tyrann nur diesen Namen aussprechen? Es wiederholen ihn auch die Unterthanen um die Wette; aber wenn sich ihr Wunsch, wie ihr Recht, geehrt zu werden, allein auf die Aus-

übung der Tugend gründete, wie konnten sie dann einem, dem Wohle Aller verderblichen Tyrannen, dienen gehorchen und ihn unterstützen? Und wir neuere Sklaven selbst, wiederholen wir, wenn es sich darum handelt, eines Mannes zu erwähnen, der durch viele Jahrhunderte von den verschiedensten Völkern geehrt wurde, wiederholen wir, frage ich, die Namen eines Miltiades, Regulus, Themistokles, oder eines Sejanus, oder sonst eines übermüthigen Günstlings eines Tyrannen? Wir selbst also zeigen, und zwar ohne es gewahr zu werden, indem wir diese freien, großen und gerechterweise geehrten Männer im höchsten Grade ehren, daß ihre Ehre die wahre, und unsere dagegen, in allen Stücken jener entgegengesetzt, die

falsche sei, da wir durchaus nicht die Erinnerung jener angeblichen Großen der Tyrannei verehren.

Wenn aber die Ehre in der Tyrannei eine falsche ist, und dieselbe, vereint mit der Furcht, die vorzüglichste Triebfeder einer solchen Regierung bildet, so müssen sich nothwendig aus einem solchen falschen Prinzip eben so trügerische Folgen ergeben, wie es auch in der That der Fall ist. Die Ehre in der Tyrannei gebietet, daß man nie die Treue gegen den Tyrannen verletze, wogegen die Ehre in der Republik gebietet, daß jeder, der sich zum Tyrannen aufwerfen wollte, vernichtet werde. Um nun zu urtheilen, welcher von diesen beiden Begriffen der Ehre der wahre sei, wollen wir nun

flüchtig die Art der Treue untersuchen, die der Sklave gegen den Tyrannen nicht verletzen darf. Die beschworene Treue zu brechen, ist eine Handlung, welche gewiß den Menschen unter jeder Regierung entehren wird, aber diese Treue muß frei beschworen und nicht durch Gewalt erzwungen, durch Schrecken aufrecht erhalten, nicht unbegrenzt, nicht blind, nicht erblich und hauptsächlich gegenseitig sein. Jeder neue Tyrann hat, wenn er sich die Krone seines Vaters aufgesetzt, seinen Unterthanen irgend eine Treue geschworen, welche, schon von seinem Vater verletzt und vernichtet, es gleicher Weise auch von ihm sein wird. Der Tyrann ist also nothwendigerweise stets der Erste wortbrüchig und meineidig, der Erste, seine

eigene Ehre und mit ihr die aller Andern mit Füßen zu treten. Und die Unterthanen sollten also ihre Ehre verlieren, wenn sie die Treue brechen, die der Andere schon ganz offenbar verletzt hat? Es ist also offenbar diejenige, die falsche Ehre, welche befiehlt, demjenigen Achtung, Liebe und Treue zu bewahren, der gegen Niemanden auch nur einen dieser drei Punkte beobachtet, oder ungestraft nicht beobachten darf. Aus dieser falschen Ehre erwächst der trügerische Schluß, daß man jene Gewalt für gesetzmäßig, unverletzlich und heilig hält, zu deren Aufrechthaltung und Vertheidigung uns dieselbe falsche Ehre zwingt. Auf diese Weise benennt man in der Tyrannei, deren eigenthümliche Natur die Namen aller

Dinge verdirbt oder vermengt, die zu Papier gebrachten Launen des Tyrannen, Gesetze, und achtet und vollzieht sie als solche. In derselben Weise gibt man in der Tyrannei dem Lande, wo man geboren wird, lächerlicher Weise den Namen Vaterland, ohne zu bedenken, daß man nur dasjenige allein Vaterland nennen kann, wo der Mensch, frei und unter dem Schutze unverletzbarer Gesetze, jene heiligen und kostbaren Rechte ausübt, die ihm die Natur gegeben hat. So wagt man in der Tyrannei eine unförmliche Versammlung alter, von den Fürsten erwählter und mit dem Purpur bekleideter, Schufte, die nichts als zu dienen wissen, Senat zu nennen. So endlich benennt man in der Tyrannei die

erwiesene Unmöglichkeit, von den Guten gerechterweise geehrt und der Mehrzahl nützlich zu sein, mit dem heiligen Namen der Ehre.

Die alte Ehre befahl jenen freien Völkern, ihr Leben für die Freiheit, d. h. für die größte Wohlfahrt Aller hinzugeben; unsere Ehre dagegen befiehlt uns, unser Leben für den Tyrannen, d. h. für das Verderben Aller aufzuopfern. Die alte Ehre verlangte, daß Privatbeleidigungen nimmer den öffentlichen hintangesetzt werden sollten, wogegen unsere Ehre der öffentlichen Beleidigungen nicht achtet, und Privatbeleidigungen auf das furchtbarste zu rächen, befiehlt. Die alte Ehre wollte, daß ihre Anhänger dem Vaterlande allein Anhänglichkeit und unverletz-

liche Treue bewahrten; die unsere nimmt dieselbe nur für die Tyrannen in Anspruch. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich die wechselseitigen Verschiedenheiten dieser beiden Begriffe noch weiter verfolgen wollte.

Uebrigens waren Muth, und eine gewisse Tugend, nicht weniger bei sklavischen wie bei freien Völkern, stets die Mittel, um geehrt zu werden, jedoch mit dem mächtigen Unterschiede, daß die republikanische Ehre, frei von jedem Privatinteresse, in sich allein ihre Belohnung findet, während die zum Nutzen des Tyrannen angewandte Ehre, stets von dessen Belohnungen und Begünstigungen befleckt wird. Solche Belohnungen, mehr oder weniger von den Tyrannen ertheilt, ver-

größern oder vermindern die Ehre in dem Herzen seiner Sklaven und ersticken dieselbe auch ganz, wenn sie denselben verweigert werden. Die Folgen dieser zwei verschiedenen Begriffe von Ehre lassen sich leicht herleiten. Freiheit, Seelengröße, häusliche und öffentliche Tugenden, der Name und der glückliche Stand der des Bürgers, dies waren die süßen Früchte der alten Ehre; die unläugbaren bittern Früchte der unsern sind: Tyrannei, unnütze Wildheit, niedrige Habsucht, Knechtschaft und Furcht. Die Existenz der Griechen und Römer war überhaupt das Produkt der wahren und richtig begriffenen Ehre, wogegen die der gegenwärtigen europäischen Völker, mit Ausnahme der Engländer, das Produkt der falschen neuern

Ehre ist. Wenn man diese verschiedenen Völker unter sich vergleicht, die verschiedene Wohlfahrt und Macht, die sie sich erworben, die verschiedenen, von ihnen ausgeführten Thaten, den Ruf, den sie erhalten, und jenen, den sie verdienen, betrachtet, so erlangt man erst eine vollständige Kenntniß von den Wirkungen, die der göttliche Wunsch, auf eine gerechte Weise geehrt zu werden, in dem menschlichen Herzen hervorbringt, sobald er von weisen Regierungen geleitet und gesteigert, oder von tyrannischen vermindert und auf Abwege geleitet wird.

Man wird mir den Einwurf machen, daß, mag auch das Grundprinzip gut oder schlecht sein, es doch in jeder Weise eine große Tugend voraussetzt, sein eigenes

Leben aufzuopfern, die gelobte Treue auf Kosten desse.ben, zu bewahren und dasselbe, der Rache von Privatbeleidigungen halber, aufs Spiel zu setzen. Ich beabsichtige nicht, thörichter Weise zu läugnen, daß es in der Tyrannei nicht viele, wahrer Tugend fähige, und zur Ausübung derselben geborene Menschen gebe, und ich beklage es nur bei mir selbst, wenn ich sehe, wie sie fälschlicher Weise dazu angewendet wird, das Laster aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, und dadurch sich selbst zu entarten und zu zerstören. Kein politischer Schriftsteller wird es indeß je wagen, eine Anstrengung, sei sie auch noch so erhaben, Tugend zu nennen, aus der, statt der öffentlichen Wohlfahrt, nur ein

gemeinsames Uebel und Verlängerung der allgemeinen Uebelstände entstehen muß.

Warum opfert man dieses selbe Leben, das so viele tapfere, und von falscher Ehre erfüllte Männer, so verschwenderisch für ihren Tyrannen hingeben, nicht mit größerem Grunde und gleicher Tugend auf, um die Tyrannei gänzlich zu vernichten? Warum wendet man so viele unnütze Tapferkeit, so viel wilden Muth, mit dem man in der Tyrannei die Privatbeleidigungen rächt, nicht gegen den Tyrannen allein da, da er doch nicht einen Augenblick aufhört, Alle zu beleidigen und auf's Schmählichste zu unterdrücken? Warum schwört und bewahrt man jene Treue, die man so hartnäckig und blind gegen den gemeinschaftlichen

Feind beobachtet, nicht mit gleicher Beständigkeit und erhabener Tugend den heiligen und verletzten Rechten des Menschen?

Daher kömmt es, daß in den Tyranneien die einzelnen Individuen, welch' mächtigen Antrieb, Großes zu vollbringen, sie auch von der Natur erhalten haben mögen, doch immer auf falschen Grund bauen, sobald sie es nicht verstehen oder wagen, die neue Ehre mit Füßen zu treten und der alten zu huldigen.

Elftes Kapitel

Vom Adel.

Seit jeder Hans zum Edelmanne ward,
So wurde mancher edle Mann zum Hans.
Shakspeare, Richard II.

Es giebt eine Menschenklasse, die sich rühmt, seit vielen Generationen her berühmt und edel zu sein, so müssig und unnütz sie übrigens auch bleibt. Sie nennt sich Adel. Man muß diese Klasse nicht minder als die der Priester, als eines der

größten Hindernisse politischer Freiheit und als eine der mächtigsten und dauerhaftesten Stützen der Tyrannei betrachten.

Obgleich einige der freiesten Republiken, und unter diesen auch Rom, diese Klasse unter sich hatten, so muß man doch bemerken, daß sie dieselbe schon besaßen, als sie sich aus der Tyrannei zur Freiheit emporschwangen, daß diese Klasse die verjagten Tarquinier stets am meisten begünstigte, die Römer in Zukunft nur der Tugend allein diese Auszeichnung zugestanden, daß es der ganzen Standhaftigkeit und aller politischen Tugenden dieses Volkes bedurfte, um die Patrizier so viele Jahre hindurch zu verhindern, eine tyrannische Gewalt an sich zu zu reißen, und daß endlich nach einem

langen und vergeblichen Widerstande das Volk, das sie zu bekämpfen glaubte, ihnen doch unterliegen mußte. Die Cäsarn endlich waren Patrizier, welche unter der Maske eines Marius, das Volk an dem Adel zu rächen vorgaben, und beide unterjochten.

Ich behaupte daher, daß der Adel in Republiken, wo er schon vor deren Entstehung bestand, dieselben früh oder spät zerstören und dienstbar machen wird, wenn er auch anfangs um nichts mächtiger als das Volk war. In einer Republik dagegen, in welcher kein Adel existirt, darf ein freies Volk in seinem eigenen Schoße nie ein so verhängnißvolles Werkzeug der Knechtschaft erschaffen, - noch irgend ein Individuum und noch weniger eine ganze

Klasse von Bürgern, von der großen Gemeinschaft für beständig trennen. Da es übrigens zu größerer Nacheiferung und zur bessern Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten nicht von geringer nutzbringenden Bedeutung ist, in der Republik eine, der Anzahl nach kleine, aber der Tugend nach, über Alle weit erhabene Klasse zu bilden, könnte ein freies Volk sich eine solche Klasse selbst erschaffen und deren politische Vortheile entweder auf eine beliebige und lebenslängliche Zeit, aber niemals als erblich feststellen. Diese Klasse könnte dann in der Republik all' das Gute hervorbringen, was sonst allenfalls der Adel bewirken könnte, ohne jemals eines der Uebel hervorzurufen, deren Bestehen wir dem Adel unserer Zeit ver-

danken und deren Wirkungen alltäglich empfinden.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß, je mehr der Mensch hat, er auch um so mehr begehrt und sich auch desto mehr in Stand gesetzt sieht, sich immer mehr anzumaßen. Der Klasse des erblichen Adels, der, der erste gesellschaftliche Rang und große Reichthümer zu Theil geworden, mangelt nun nichts weiter als die höchste Gewalt, und diese an sich zu bringen ist ihr fortwährendes Streben. Da sie es aber auf dem Wege der Gewalt nicht vermag, indem sie sich immer der Zahl nach dem Volke unterlegen findet, so sucht sie desto mehr, die ersehnte Macht durch List, Bestechung und Betrug an sich zu bringen. Sobald die Glieder

dieser Klasse alle unter sich einig sind, und in Folge des wechselseitigen Neides die usurpirte Gewalt in den Händen Aller bleibt, so stellt sich uns auf diese Art das Entstehen der aristokratischen Tyrannei dar. Findet sich dagegen unter dem Adel ein listigerer, vermögenderer und größerer Schurke als die Andern, der den einen Theil betrügt, den andern verfolgt oder vernichtet, und indem er vorgiebt, die Partei und den Schutz des Volkes zu übernehmen, sich zum unumschränkten Herrn über Alle aufwirft, so sehen wir darin den Ursprung der Tyrannei eines Einzigen. Da zeigt sich klar, wie jede Tyrannei den erblichen Vorrang einiger Wenigen zum Ursprung hat; denn da dieselbe stets den Nachtheil der Mehrzahl mit sich

führt, so kann sie niemals weder aus der Mehrzahl entspringen, noch lange durch dieselbe ausgeübt werden, da dieselbe doch nie ihren eigenen Nachtheil befördern wollen kann.

Ich glaube daher den Schluß ziehen zu dürfen, daß Republiken, in welchen der Erbadel schon begründet, sich nicht lange frei erhalten werden, und daß in Tyranneien sich die wahre Freiheit nie begründen, oder wo sie sich schon vorfindet, doch nie lange wird erhalten können. So werden auch die Tyranneien bei allen Umwälzungen nur den Tyrannen wechseln, sobald diese Bewegung nicht mit dem Tyrannen, zugleich auch den Erbadel niederwirft. So war Rom, nachdem mit der Vertreibung der Tarquinier die allgemeine Gefahr verschwunden war, doch

durch die, im Staate zurückgebliebenen Patrizier, noch immer politisch unfrei, und erst durch Erschaffung der Tribunen, schwang es sich zu wahrer politischer Freiheit empor. Diese Volks-Obrigkeit, die gegen die patrizische Herrschaft ankämpfte, und mächtig genug war, um sie im Zaum zu halten, aber nicht genug, um sie gänzlich zu vernichten, zwang die Adeligen lange Zeit, mit dem Volke in der Tugend zu wetteifern und dieser Kampf förderte lange Zeit das Gemeinwohl. Der böse Same blieb übrigens immer zurück, und mit dem Wachsen des allgemeinen Reichthums und Macht, keimte üppiger als je der Stolz und die Verdorbenheit des Adels empor, der dann in kurzer Zeit der Republik den Todesstoß gab.

Schon unser großer Machiavelli hat mit großer Gelehrsamkeit und scharfsinniger Wahrheit und nach ihm Montesquieu in mehr logischer Weise nachgewiesen, daß dieser Wetteifer zwischen dem Volk und dem Adel durch mehrere Jahrhunderte hindurch der Ursprung der Kraft der Größe und des Lebens von Rom gewesen, so wie, daß derselbe Wetteifer und diese Uneinigkeiten zwischen beiden, die alleinige Ursache des gänzlichen Ruins dieses Staates bildeten.

Wenn die Uneinigkeiten oder besser gesagt, die Meinungsverschiedenheiten in einer Republik nothwendig sind, um deren Leben und Freiheit aufrecht zu erhalten, so muß man andererseits auch wieder zugestehen, daß die Verschiedenheit der man-

nigfaltigen Interessen sehr verderblich und in dem Falle auch nothwendig tödtlich wird, sobald die Interessen der einen oder andern Partei entschieden die Oberhand erlangen. Nun scheint es nur unläugbar, daß jeder Erbadel und dessen wenige Theilhaber die Lust und das Verlangen hegen, denselben auch zu bewahren und dessen Macht zu vergrößern, was natürlich dem Gemeininteresse Aller oder der Mehrzahl ganz entgegen ist. Und darin liegt die Wurzel alles Uebels, durch welches in jedem Staate, in dem eine vom Volk getrennte Adels- und Priesterklasse existirt, diese Klassen stets das Aergerniß, das Verderben und der Ruin Aller sein werden; ja die Adeligen werden durch ihre Erblichkeit noch weit verderblicher sein,

als die, nur wählbaren, Priester. Diesem Umstande helfen übrigens, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die Priester durch ihre erblichen, unpolitischen Grundsätze, welche ein jedes Individuum zugleich mit der Kleidung annimmt, genugsam ab, nicht zu gedenken, daß, um diesen allgemeinen Nachtheil vollkommen zu machen, die höchsten priesterlichen Würden ausschließlich in die Hände des Adels zu fallen pflegen, woraus sich dann der richtige und reifliche Schluß ziehen läßt, daß die Priester, der Wohlfahrt Aller, doppelt nachtheilig sind.

Obgleich in England gegenwärtig Adel und Freiheit gemeinsam bestehen, so gehe ich darum doch nicht von meiner schon ausgesprochenen Meinung ab. Man muß zuerst bemerklich machen, daß der eigent-

liche alte Adel in den zahlreichen blutigen Revolutionen beinahe gänzlich aufgerieben worden war, daß in dem durch die Gunst des Königs neu geschaffenen Adel, der erst kürzlich aus dem Volke hervorgegangen, in einem freien Lande, weder in einer noch zwei Generationen, Stolz und Verachtung gegen das Volk erwachsen kann, unter welchem er noch zahlreiche Freunde und Verwandte hat. Man bemerke überdies, daß der Adel in England für sich allein, weit weniger mächtig als das Volk, mit dem Volk vereint, mächtiger als der König, und mit dem König vereint, niemals mächtiger als das Volk ist. Man bemerke außerdem, daß, wenn die englische Republik fester gegründet zu sein scheint, als die römische, dies nur in dem

Umstande liegt, daß in England die Verschiedenheit der Meinungen und Interessen weit dauernder und lebhafter, und nicht wie in Rom, nur zwischen dem Adel und dem Volke, sondern unter dem Volke selbst besteht, d. h. zwischen dem Ministerium und der Opposition. Da aber diese Verschiedenheit der Meinungen und Interessen nicht aus der Ungleichheit des erblichen Interesses, sondern aus der Ungleichheit einer vorübergehenden Meinung entspringt, so ist dieselbe weit mehr nützlich als schädlich, indem keiner einer Partei so anhängt, als daß er nicht öfters zu der entgegengesetzten übertreten sollte, da im Grunde keine der streitenden Parteien ein fortwährend entgegengesetztes mit dem Wohle Aller unverträgliches Interesse

hat. Ein so weiser gemäßigter Adel, wie der englische zu sein scheint, wird gewiß weit weniger nachtheilig sein, als jeder Andere, und es mangelte ihm, um wahrhaft Allem nutzbringend zu sein, vielleicht nichts, als daß er nicht erblich wäre. Eine Klasse der vorzüglichsten Menschen, die zugleich unabsetzbare Mitglieder der Regierung wären, würde, sobald sie auf Grundlage wahrer Tugend und mit der freien Zustimmung Alles ernannt wäre, wahrhaft ehrenvoll und auch mit Recht geehrt sein und unter den Mitbewerbern zu derselben sich die größte und tugendhafteste Nacheiferung entflammen. Würde man dagegen eine solche Classe als erblich einführen, so würde dadurch der ganze Stamm jedes englischen Bürgers, der als

Mitglied derselben erwählt wurde, verloren gehen, indem man denselben auf diese Art von dem allgemeinen Interesse losreißt, von dem Gemeinwohle ablenkt und alle Nacheiferung Großes zu vollbringen, im Keime erstickt. Daher kommt es auch, daß der englische Adel, (wenn auch weit weniger schädlich, als in der Tyrannei) indem er vom Könige ohne irgend eine Einschränkung vermehrt werden kann, sich stets über das Volk erhaben glaubt, und da er ferner reicher, übersättigter, müssiger und weit verdorbener als das Volk ist, jederzeit sich mehr zu der königlichen Gewalt, die ihn hervorrufen, aber nicht unterdrücken kann, als zum Volke hinneigt, das ihn nicht, wie die erstere, vermehren, wohl aber entsetzen könnte. Uebri-

gens wird auch in England der Adel der Zerstörer der Freiheit sein, wie er es schon anderswo gewesen, wenn ihn nicht das Volk früher zu Boden wirft. Aber da die Besprechung der Republiken nicht mein Thema ist, so habe ich bereits schon zu ausführlich von dem Adel in demselben gesprochen, und ich muß jetzt zu dem Adel in den modernen Tyranneien übergehen.

Als das römische Reich zerstört wurde, wurden, wie jedem bekannt, die Provinzen desselben unter verschiedenen Völkern getheilt, und aus den Trümmern dieses ungeheuern Staates bildeten sich unzählige kleine Staaten. In allen diesen Staaten aber erhob sich eine neue, bis dort unbekannte Regierungsform, in welcher viele kleine Tyrannen einem einzigen

größern huldigend, unter dem Namen Lehensträger ihre Völker in Abhängigkeit nnd Sklaverei hielten. Einige dieser Feudal-Tyrannen wurden in der Folge so mächtig, daß sie sich gegen ihren Oberherrn empörten, und sich einen eigenen Staat erschufen. Nicht wenige der gegenwärtigen Tyrannen Europas sind aus dem Stamme dieser ehemaligen Lehensträger. Im Gegentheil machten sich auch wieder viele der Lehensherren so furchtbar und mächtig, daß sie ihre Lehenvasallen entweder unterdrückten oder sie auch ganz ihrer Staaten beraubten und alleinige Herren blieben. Wie dem auch sei, so war doch das Volk, ob es nun unter der Herrschaft eines größern Tyrannen oder eines Miniatur-Tyrannen schmachtete, doch

nie von seinen Ketten befreit, ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß, nachdem die größern Tyrannen ihren Staat vergrößert und wohl gesichert, weniger Rücksichten zu beobachten, weniger Feinde, und eine unumschränkte Gewalt erlangt hatten, sie mit weit größerer Sicherheit und Ungestraftheit die Unterdrücker ihrer elenden Heerde wurden.

So sehr auch die adeligen Lehensträger, so lange noch Macht und Ansehen in ihrem Besitz war, für den Tyrannen zu fürchten waren, so sehr waren sie auch andererseits für die unumschränkte Tyrannei desselben ein mächtiges Hinderniß und gewaltiger Zügel, und eben so sehr wurden sie wieder die Grundlage und Stütze derselben, sobald sie Macht und Ansehen

verloren hatten. Die Tyrannen nahmen zuerst die Hilfe des Volkes in Anspruch, um diese kleinen Herrn zu demüthigen; nnd das Volk, das so viele Schmach, so viele Demüthigungen zu rächen hatte, unterstützte willig den Zorn des großen gegen die kleinen Tyrannen. Da erklärten sich nun einige derselben frei, andere gegen den Tyrannen, gegen den sie die Waffen ergriffen. Uebrigens unterlagen im Laufe der Zeit doch Alle oder die Mehrzahl der absoluten Gewalt des Tyrannen, mochten sie sich nun mit ihm verbündet oder gegen ihn gekämpft haben. Dennoch verschwand das Uebel, was aus der Feudal-Tyrannei entstanden, nie ganz. Die Sklaverei des Volkes minderte sich nicht im Geringsten, während die Macht

und das Ansehen des Tyrannen merklich zugenommen hatte. Die Tyrannen erkannten die Nothwendigkeit zwischen sich und dem Volke eine gewisse Klasse zu erhalten, die anscheinend mächtiger als das Volk, aber weniger mächtig als sie selbst waren, indem sie nur zu wohl erkannten, daß, wenn sie alle Ehrenstellen und Aemter an sie vertheilten, dieselben in der Folge die wildesten und sichersten Anhänger ihrer Tyrannei sein würden.

In der That betrogen sich die Tyrannen hierin nicht. Die Adeligen, ihres Ansehens und ihrer Gewalt, nicht aber ihrer Reichthümer und ihres Stolzes beraubt, erkannten, daß sie in der Tyrannei nie über dem Volke stehen würden, sobald sie nicht all' ihr Ansehen von der

Quelle der Tyrannei, dem Tyrannen selbst erhielten. Die Unmöglichkeit, ihre alte Macht wieder zu erlangen, zwang sie, sich und ihren Ehrgeiz in die Zeitverhältnisse zu schicken. Der Adel erkannte deutlich, daß von dem Volke, das ihrer alten Unterdrückungen gewiß noch immer eingedenk war, das sie verabscheute, weil es sie noch immer für viel zu mächtig hielt, und das überhaupt viel zu sehr gedemüthigt war, um ihnen Beistand leisten zu können, selbst wenn er auch wollte, daß von diesem Volke keine für sie günstige Veränderung zu hoffen war. Er warf sich ganz dem Tyrannen in die Arme, der, da er sie nicht mehr fürchtete und voraussah, daß er in ihnen das beste Werkzeug zur Unterstützung und Verbreitung seiner Tyrannei gefunden,

ihn zu dem vorzüglichsten Bewahrer und zur Stütze derselben erwählte.

Dies ist der Adel, den man in den europäischen Tyranneien jederzeit so übermüthig gegen das Volk und so kriechend niederträchtig gegen die Tyrannen erblickt. Diese Klasse ist in jeder Tyrannei stets die verdorbenste und darum die vorzüglichste Zierde der Höfe, die größte Schmach der Knechtschaft und der gerechte Spott der wenigen Denker. Ausgeartet von ihrem trotzigen, stolzen Vorfahren sind die Adeligen die ersten Erfinder jeder Schmeichelei und jeder niedrigsten Prostitution gegen den Tyrannen, wogegen sie jedoch in Hinsicht des Stolzes und der Grausamkeit gegen das Volk in den Fußstapfen ihrer Vorfahren bleiben. Ja sie sind im

Gegentheil, durch ihre verlorne Macht und Ansehen noch wüthender geworden, stets bedacht, das Volk zu tyrannisiren und mit der Geißel des Tyrannen selbst, wenn er es gestattet, zu züchtigen, und wenn er es verbietet, was übrigens seit der Einführung der stehenden Heere nicht selten geschah, dasselbe verborgener Weise so viel als möglich zu unterdrücken.

Seit der Einführung der stehenden Heere jedoch fingen die Tyrannen, die sich nun stets bewaffnet und wirklich mächtig fühlten, an, den Adel weit weniger zu achten, und denselben nicht minder als das Volk den Gesetzen zu unterwerfen, sobald es ihnen gefiel oder sonst in ihren Interessen lag, es zu thun. Die politische Ansicht des Tyrannen, indem er

sich gegen den Adel unparteiisch zeigte, war die, sich das Volk wieder zu gewinnen und dem Adel die Gehäßigkeit der früheren Regierungen aufzubürden. Da ich überzeugt bin, daß, wenn der Tyrann irgend eine Klasse seiner Unterthanen lieben könnte, falls nämlich Adel und Volk gleich niedrig und gehorsam wären, er sich weit mehr zum Volke hinneigen würde, obgleich er weiß, daß, um dasselbe im Zaum zu halten, ihm die Klasse der Reichen und Vornehmen, als ein natürlicher Damm gegen dasselbe, unumgänglich nothwendig ist. Und von dieser halben Zuneigung oder geringerem Hasse des Tyrannen gegen das Volk, würde ich folgenden Grund angeben. Dem Adel, so unwissend und schlecht erzogen

als er auch sein mag, bleiben dennoch, da er weniger unterdrückt und weit wohlhabender ist, mehr Zeit und Mittel, als dem Volke, um Betrachtungen anzustellen. Er nähert sich mehr dem Tyrannen, er erforscht und kennt mehr dessen Gemüthsart, dessen Laster und Nichtigkeit. Man füge diesem Grunde noch den hinzu, daß der Tyrann glaubt, manchmal des Adels nothwendig zu bedürfen, und man wird sich leicht den angeborenen in seinem Herzen verborgenen Haß des Tyrannen erklären können, in dessen Habsucht und Interesse es nie liegen kann, daß man Betrachtungen anstellt, und noch weniger, daß ihn irgend einer zu erforschen suche und ihn wahrhaft kennen lerne. Aus diesem innerli-

chen Hasse erwächst das Gepränge der Popularität, was viele der modernen europäischen Tyrannen zur Schau tragen, so wie die vielfachen Kränkungen, denen der Adel seitdem von ihrer Seite ausgesetzt ist. Das Volk, zufrieden, diese Afterherren gedehmüthigt zu sehen, erträgt den gemeinsamen Unterdrücker wie die getheilte Unterdrückung viel williger. Die Adeligen schütteln zwar ihre Ketten, sie sind aber viel zu verdorben, verweichlicht, schwach und feig, um dieselbe zu brechen. Der Tyrann steht zwischen beiden in der Mitte, zwischen beiden Unterdrückung und trügerische Schmeicheleien theilend, und auf diese Weise seine eigne Tyrannei immer mehr befestigend und dauernder machend. Er vernichtet den Adel nicht,

außer nach und nach den ältesten, um einen neuen zu schaffen, der nicht weniger stolz gegen das Volk, aber desto kriechender und unterwürfiger gegen ihn ist. Er vernichtet übrigens die ganze Adels-klasse nur deshalb nicht, weil er sie für den wesentlichsten Theil der tyrannischen Regierungsform hält, und sie dieses in der That auch sind. Er fürchtet sie nicht, da er bewaffnet ist, er achtet sie nicht, da er sie kennt, und er liebt sie nicht, weil sie ihn kennen. Das Volk murrt über die drückenden Heere nicht, weil es nicht überlegt und vor denselben zittert, aber es sieht dennoch mit wahrer Freude, daß der Adel, in Folge der stehēnden Heere der Tyrannei eben so unterworfen ist und nicht minder davor zittert.

Der Erbadel ist also ein integrirender Theil der Tyrannei, indem wahre Freiheit da keine Wurzel fassen kann, wo eine, nicht durch Tugend und freie Wahl zur Herrschaft gelangte Klasse besteht. Die stehenden Heere haben indeß, da sie jetzt weit mehr als der Adel ein integrirender Theil der Tyranei geworden, dem Adel die Macht, den Tyrannen die Spitze zu bieten, genommen, und gleichzeitig auch die, das Volk zu unterdrücken, gemindert.

Zwölftes Kapitel.

Von den asiatischen Tyranneien, verglichen mit den europäischen.

Es scheint, als wenn viele Tyranneien des Orients dem geradezu widersprächen, was ich bis jetzt von der Nothwendigkeit des Adels, als eines wesentlichen Theils der Tyrannei gesagt, da in derselben weder irgend ein Erbadel noch sonst irgend ein Unterschied der Stände

herrscht und alle gleiche Sklaven sind, die nur einen Herrn allein erkennen. In der That kannte auch Asien bisher nicht nur die Freiheit nicht, sondern war auch stets den unerhörtesten Tyranneien, die selbst in den fernsten Gegenden ausgeübt wurden, unterworfen. Man erkannte daselbst kein bürgerliches Leben, keine feste Einrichtung, keine Gesetze, die nicht der Willkühr des Tyrannen unterworfen, mit alleiniger Ausnahme der religiösen. Deßungeachtet hoffe ich beweisen zu können, daß Tyrannei an jedem Orte Tyrannei bleibt, welcher Mittel sie sich auch zu ihrer Gründung und Erhaltung bedienen mag, so wie daß ihre Wirkungen stets dieselben bleiben werden. Ich will nicht untersuchen, warum die Völker des Orients

solcher Tyrannei unterworfen, da die Gründe davon, die doch mehr hypothetisch als beweisend ausfallen würden, entweder schon bekannt sind, oder noch von einsichtsvollern Männern, als ich, werden bekannt gemacht werden. Von dem früher aufgestellten Gesichtspunkte ausgehend, sage ich, daß die Furcht, die Kriegsheere und die Religion, unläugbar die drei Grundpfeiler der asiatischen, so wie gleicherweise die festesten Stützen der enropäischen Tyranneien sind. Die falsche Ehre, von der ich schon ausführlich gesprochen, scheint anfänglich weder Vernunft noch Herz der Orientalen berühren zu wollen, aber bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß auch sie dieselbe kennen und in Anwendung bringen. Für diese

Völker ist der Tyrann ein wahrer Glaubensartikel, sie achten und schätzen die Religion weit mehr als wir, und beweisen im Allem, was den einen wie den andern betrifft, daß sie sehr viel Ehre besitzen. Es gibt kein Beispiel von Mohamedanern, daß sie Christen werden, während wir alle Tage das Beispiel von Christen erleben, die von ihren Glauben abfallen. In dieser Weise ersetzen also die asiatischen Religionen Alles, was die Kriegsheere und der Erbadel zu Gunsten der orientalischen Tyranneien bewirken könnten, vorzüglich jedoch die mohamedanische Religion, welche weit mehr geglaubt, deren Gesetze weit strenger beobachtet werden und die überhaupt überall

einen weit wichtigeren Einfluß ausübt als die unsere.

Obgleich in einem großen Theile des Orients der Erbadel nicht vorhanden, (mit Ausnahme von China, Japan und mehrern Staaten Indiens), was zusammen keinen unbedeutenden Theil Asiens ausmacht, so bleiben doch auch in den mohamedanischen Ländern, so wie in der Christenheit, die Priester, die Häupter des Kriegsvolkes, die Statthalter der verschiedenen Provinzen und die Speichellecker am Hofe, die Hauptwerkzeuge der Tyrannei, die alle, wenn auch nicht adelig geboren, doch als eine besondere Klasse betrachtet werden müssen, welche mächtiger wie das Volk und weniger als der Tyrann, nur von ihm Glanz und An-

sehen erborgt, und demnach in den asiatischen Tyranneien gerade dieselbe Stelle wie der Erbadel in den europäischen einnimmt. Unter diesem asiatischen Adel hört zwar mit dem Tode des Besitzers der Adel auf, aber es treten sogleich neue an ihre Stelle, die, wenn auch von niedriger Herkunft, doch gleich die Denkungsweise des Adels annehmen, und so wie er die Völker unterdrücken und dem Tyrannen schmeicheln werden. Ja dieser neue Adel wird um so bösartiger sein, aus je niedrigerem Ursprunge er ist, und je mehr ihres Gleichen früher dessen Besitzer hatten, desto hochfahrender und grausamer werden sie, die durch Laune und nicht durch Tugend auf diese Stufe emporgehoben wurden, auch sein.

Die Wirkung wird also im Orient wie im Occident die gleiche sein, indem zwischen Volk und Tyrannen stets der erbliche oder neugeschaffene Adel und die stehenden Heere stehen, zwei Klassen, ohne welche keine Tyrannei bestehen kann und mit welchen die Freiheit nie lange oder gar nicht bestehen kann.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß in den Demokratien oder gemischten Republiken die Priester, Beamten, und Anführer der Soldaten stets über dem Volke stehen werden. Dieser Einwurf läßt sich wie folgt beantworten. In der Republik sind die Genannten allerdings mehr als jedes einzelne Individuum, aber sie sind weniger als die Gesammtheit dieser Individuen, da sie eben von ihnen allen

oder doch der Mehrzahl unter ihnen zu diesen Aemtern erwählt worden, ferner auch den gleichen Gesetzen unterworfen und genöthigt sind, zu jeder Zeit strenge Rechenschaft über ihr Betragen abzulegen. In der Tyrannei dagegen sind jene Erwählten mehr als jedes einzelne Individuum und mehr als das Ganze, da sie von einem unumschränkten Herrn erwählt, nur ihm Rechenschaft über ihr Betragen abzulegen haben, und in seinen Augen nur das, Verbrechen ist, ihm mißfallen zu haben.

Ich habe nun nach meinem Dafürhalten hinlänglich erwiesen, daß sich die asiatischen Tyrannen derselben Mittel wie die europäischen bedienen, untersuchen wir daher jetzt die anscheinenden Unterschiede in

ihren Wirkungen, warum sie vorhanden und ob sie zum Vortheil oder Nachtheil der Europäer ausfallen.

Die orientalischen Tyrannen zeigen sich nur selten dem Publikum und sind dem Einzelnen ganz unzugänglich, wogegen wir die unserigen alle Tage sehen. Obgleich wir sie alle Tage sehen, so vermindert dies doch nicht unsere Furcht noch ihre Macht, und wenn auch durch die Angewöhnung an einen Gegenstand, diese thörichte Verehrung desselben verringert wird, so wird doch der Haß immer derselbe bleiben, und die Last und der Unmuth sich noch mehr vermehren.

Es ist schwer, sich den orientalischen Tyrannen zu nähern, während wir uns den unsern jederzeit sehr leicht mit Brie-

fen, Bittschriften oder auch in eigener Person nähern können. Aber was folgt daraus? Werden deßhalb vielleicht die Unschuldigen und Rechtschaffenen weniger unterdrückt und die Schurken eher erkannt und bestraft?

Die Aemter, Ehren und Würden werden im Orient, den, dem Tyrannen am theuersten, Sklaven zugetheilt. Eine einzige Laune verleiht sie, und eine andere Laune nimmt sie wieder; ein Minister jedoch, wie überhaupt jeder andere, der eines wichtigen Amtes entsetzt wird, verliert mit demselben zugleich auch das Leben. Dieselbe Willkühr ertheilt auch in unserm Welttheil dieselben Würden und Ehren ebendenselben Sklaven, die in der Kunst, dem Tyrannen zu gefallen, am er-

fahrensten sind. Und diese Sklaven sind um so niederträchtiger und in der Wahrheit werth es zu sein, da sie in Europa, nicht wie im Orient, in der wirklichen Sklaverei des Serails geboren, aus eigenem Antrieb freiwillig Hände und Nacken dem schimpflichsten aller Joche darbieten. Wenn unsere Tyrannen, indem sie ihre Sklaven eines Amtes berauben, ihnen nicht auch zugleich das Leben nehmen, so geschieht dies vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil diese europäischen Günstlinge sich durch so viele Proben als so gemein und feig erwiesen haben, daß sie unsern Tyrannen auf keine Weise mehr furchtbar sein können. In den Tyranneien des Orients existiren außer den religiösen Gesetzen nur sehr wenig andere;

in den unsern dagegen gibt es sehr viele, die jedoch alle Tage verändert, verletzt, aufgehoben, und folglich auch verspottet werden. Welche von den beiden folgenden Anmaßungen ist wenig schimpflicher und schändlicher zu ertragen? Die von einem Individuum, das dich beschimpft und unterdrückt, weil du in der Meinung, daß eine Gesellschaft nicht anders bestehen könnte, ihm eine unbeschränkte Herrschaft zugestanden und nicht dafür gesorgt hast, dieselbe auf irgend eine Weise zu begrenzen, oder die eines Andern, der dich eben so und noch schlechter behandelt, obgleich du durch ohnmächtige Gesetze und seine unnützen Schwüre gegen Unterdrückung und Beschimpfung von seiner Seite Vorkehrungen getroffen hast?

In den orientalischen Regierungen gibt es nichts Sicheres als die Knechtschaft allein; aber was gibt es denn in den unserigen Sicheres? Die europäischen Tyrannen sind weit menschlicher, d. h. sie haben es weniger nothwendig, grausam zu sein. Im Orient sind Künste und Wissenschaften verbannt, das Volk dumm und elend, nirgends eine Industrie, kein Handel; bildet dies Alles und so vieles Andere denn nicht unläugbare Beweise der verderblichen Gebrechen, die in diesen Regierungen obwalten? Ich antworte, daß man auch hier einen neuen Unterschied fassen muß. Die mohamedanische Religion, weit träger und sorgloser als die unsere, wirkt andrerseits auch viel verderblicher als dieselbe. In jenen Gegenden des Orients dagegen,

wo dieses Glaubensbekenntniß nicht herrscht, wie vorzüglich in China und Japan, sieht man deutlich, daß alle oberwähnten beklagenswerthen Folgen, die wir thörichterweise allein der orientalischen Tyrannei zuschreiben, entweder gar nicht, oder nicht in höherem Grade, als in den europäischen Tyranneien bestehen. Es scheint mir daher, man kann den Schluß ziehen, daß die Tyrannei in Asien vorzüglich bei dem Mohamedanismus weit drückender, als in Europa zu sein pflegt, wogegen man aber anderntheils bekennen muß, daß der Tyrann und dessen Stellvertreter in Asien weit weniger sicher, als in Europa leben. Wenn daher auch unsere Tyranneien etwas milder zu sein pflegen, so wird, im Falle uns wirklich irgend ein Vortheil daraus

entstünde, derselbe uns bitter vergolten durch die Schande der Knechtschaft, sobald man sie fühlt, so wie durch die gänzliche, durch unser verweichlichtes Leben erzeugte Unmöglichkeit, unsere Tyranneien zu vernichten, umzuändern, oder wenigstens in etwas zu erschüttern. Es ist nicht zu läugnen, daß wir der schönen Künste und Wissenschaften, des Handels und jeder bürgerlichen Sitte pflegen; aber eben wir Gebildete und Gelehrte, die wir die Ersten der Bewohner des Erdballs sind, ertragen schweigend denselben Tyrannen, welchen die, zwar dummen, unwissenden und nach unserer Ansicht tief unter uns stehenden asiatischen Völker zwar ebenfalls ertragen, ihn aber doch zuweilen in ihrem Zorne vernichten. Wer nicht weiß, was die Freiheit

gewesen ist und sein kann, der erkennt und fühlt die Knechtschaft nicht; und wer sie nicht fühlt, der ist sehr entschuldigenswerth, daß er sie erträgt. Was werden wir aber von jenen Völkern sagen, die ihre Knechtschaft kennen, fühlen, ja darüber entrüstet sind, und sich derselben dennoch erfreuen und schweigen?

Der Unterschied zwischen Asien und Europa ist also der, daß die orientalischen Tyrannen Alles vermögen und auch ausüben, aber auch häufig des Thrones beraubt und getödtet werden; die europäischen Tyrannen dagegen vermögen gleichfalls Alles, verüben nur das, was ihnen nothwendig scheint, und bleiben beinahe stets unüberwindlich, sicher und ungestraft. Die Völker Asiens kennen keinen sichern

Besitz, glauben aber zum Theil, daß es so sein müsse; und überschreitet zuweilen eine Maaßregel ihres Tyrannen das gewöhnliche Ziel, so rächen sie sich wenigstens an demselben, wenn gleich sie auch die Tyrannei nicht stürzen noch vermindern. Die europäischen Völker erfreuen sich keines ungestörtern und sicherern Besitzes, als die asiatischen, obgleich sie auf eine andere und höflichere Weise desselben beraubt werden; aber diese wissen und kennen die Menschenrechte, welche ihnen um so weniger unbekannt sein können, als sie dieselben von einigen wenigen Nationen ausgeübt sehen, welche allein in der allgemeinen Sklaverei frei leben. Obgleich man in den enropäischen Tyranneien den Tyrannen, vorzüglich in Hinsicht auf die

Steuerlasten jedes Maaß überschreiten sieht, so verhindert doch die Niederträchtigkeit und Feigheit unserer Völker jeden Versuch einer lobenswerthen Rache, und noch viel mehr den Versuch, ihre natürlichen so unnütz von ihnen gekannten Rechte wieder zu erlangen.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Luxus.

Ich glaube nicht, daß es mir schwer werden wird zu beweisen, daß der moderne Luxus in Europa eine der vorzüglichsten Ursachen sei, warum die Knechtschaft, drückend und süß zu gleicher Zeit, von unsern Völkern nur wenig mehr gefühlt wird, und diese deßhalb auch nur wenig daran denken noch beabsichtigen, sie

wirklich abzuschütteln. Ich beabsichtige nicht, die von so vielen und trefflichen Schriftstellern abgehandelte und erschöpfte Frage, ob der Luxus zu verbannen sei oder nicht, abzuhandeln. Jeder ausschweifende Privatluxus setzt eine ungeheuere Ungleichheit des Besitzes unter den Bürgern voraus, deren reicherer Theil notwendig stolz, der ärmere dagegen bedürftig und erniedrigt, beide aber gleich verdorben sind. Da diese Ungleichheit nun einmal besteht, so wäre es höchst unnütz, ja gefährlich, den Luxus verbannen zu wollen und es bleibt demnach kein anderes Mittel übrig, als ihn auf weniger schädlichen Wegen einem unschädlicheren Zwecke zuzuführen. Indeß will ich gleichwohl versuchen, zu zeigen, wie in den Tyranneien der Luxus, eine

nothwendige und natürliche Folge des Erbadels, auch eine der vorzüglichsten Stützen derselben wird, und wie da, wo ausschweifender Luxus herrscht, auch nie eine dauerhafte Freiheit entstehen kann, oder eine schon bestehende Freiheit durch das Ueberhandnehmen des Luxus unausweichlich ihrem Untergang entgegengeführt wird.

Die erste und tödtlichste Wirkung des Luxus ist, daß die öffentliche Achtung, die nur dem Tugendhaftesten zugewendet wird, bei solchen Verhältnissen nur dem Reichsten zu Theil wird. Daher darf man auch bei Völkern, bei denen die Reichthümer den Weg zu allen Ehren und Würden bahnen, keinen andern Grund der Sklaverei suchen. Darf man übrigens

deßhalb, weil die Gleichheit des Besitzes in Europa nur eine chimärische Idee ist, und die Glücksgüter so ungleich vertheilt sind, den Schluß ziehen, daß in Europa keine Freiheit bestehen könne? Kann diese Ungleichheit nicht auch aus dem Handel und aus dem Einkommen der öffentlichen Aemter entspringen? Ich halte dafür, daß da, wo die Ungleichheit des Besitzes allzu schroff ist, wahre politische Freiheit nur schwer, Bestand und Fortdauer haben kann; aber es gibt doch zwei Wege, dieselbe unter diesen Verhältnissen aufrecht zu erhalten, wenn auch der fortschreitende Luxus noch so zerstörend dagegen ankämpft. Der erste dieser Wege wird sein, daß man durch gute Gesetze dahin zu wirken sucht, daß die übertriebene Ungleichheit

des Besitzes sich mehr aus der Industrie, dem Handel, den Künsten herleite, als aus der trägen Anhäufung einer Masse Besitzthümer in den Händen weniger Personen, die selbe nur auf Kosten ihrer Mitbürger erlangt haben können*). Dadurch würden die Reichthümer einiger

*) Im 19ten Jahrhunderte leiten sich auch die Quellen des Reichthums beinahe allein aus der Industrie und dem Handel her, und der Adel, der in der heutigen Zeit nur ein ohnmächtiger Vertreter des historischen Unrechtes ist, hat durch seine Vervielfaltigung den alten Glanz des Reichthums meist verloren und selbst die Majorate sind nur ein schwacher Damm gegen dessen Verarmung. Das Besitzthum desselben ist in die Hände der Industriellen, der Produzirenden übergegangen, aber hat sich hieraus ein Vortheil für das Volk ergeben? Ist der Pauperismus zu einer Zeit, wo Industrie und Handel die einzigen Quellen des Reichthums sind und die trostlosen Wappenschilde sich nicht zu Geld vermünzen lassen, nicht mehr als je im Zunehmen,

Weniger nicht die übermäßige Armuth der Mehrzahl zur Folge haben und ein gewisser Mittelstand entstehen, durch welche dann das Volk in einige übermäßig Reiche,

---

stellt sich die Ungleichheit des Besitzes nicht mächtiger als je heraus? Sind die schlesischen und böhmischen Arbeiter, die sich um ihrer Armuth willen für König und Vaterland todtschießen ließen, nicht der schreiendste Beweis meiner Behauptung und die furchtbarste Anklage gegen die Ungleichheit des Besitzes? Baboeuf und Darthé die ersten Propheten socialistischer Ideen, beschlossen die erste Phase des Communismus mit dem Tode auf dem Schaffotte; die schlesischen und böhmischen Manner, die nicht nach Gleichheit des Besitzes, sondern nur nach Schutz vor dem Hungertode strebten, fielen der Habsucht Weniger zum Opfer. In welchem Stadium der socialen Krankheit sind wir jetzt, und wie wird die Krisis enden? Der Fluch der Erblichkeit des Adels hat sich an ihm selbst durch dessen Verarmung bewährt, und die Ungleichheit des Eigenthums wird ein gleiches Schicksal erreichen. Das sociale Leben jenseits der Meere, die Colonie zu

viele Wohlhabende und wenig Arme getheilt würde. Eine solche Theilung kann jedoch nur in einer Republik entstehen oder Bestand haben, während man in der Tyrannei alle Tage das Gegentheil sieht. Ein zweiter Weg, dem Luxus Schranken zu setzen und verderblichem Einflusse auf das bürgerliche Leben zu begegnen, wird der, daß man den Privatluxus nicht gestattete und nur den öffentliches Luxus anfeuerte und beförderte. Diese zwei Wege sind auch von den wenigen europäischen Republiken eingeschlagen worden, aber ver-

---

Harmony sind uns die Wahrzeichen einer kommenden Zeit, wo die Partei, die den Kampf gegen die Negation des gesetzlichen Herkommens, dem der Fluch von Millionen anklebt, führt, unterliegen und alle Illusionen der Herkömmlichkeit verschwinden werden. A. d. H.

gebens, da auch sie von dem ertödtenden Hauche der sie umgebenden Tyranneien angesteckt sind. Tyrannen dagegen werden keinen dieser zwei Wege betreten, da der Luxus einer der wichtigsten Satelliten ihrer schändlichen Regierung ist.

Ein elendes und verweichlichtes Volk, das sich durch die Fabrikation goldener und seidener Stoffe erhält, mit denen sich die stolzen Reichen bedecken, ein solches Volk muß nothwendig die am meisten achten*), die durch ihren größeren Luxus ihm auch mehr zu verdienen geben. So verhielt es sich auch umgekehrt mit dem römischen

*) Daß diese Achtung, oder besser gesagt, diese Scheu des Armen vor dem Reichen auch ihr Ende erreichen kann, haben die letzten Vorgänge im Norden hinreichend bewiesen. A. d. H.

Volke, das aus den mit den Waffen eroberten und unter dasselbe vertheilten Ländereien seinen Lebensunterhalt zu ziehen pflegte, und den Consul oder Tribun am meisten achtete, durch dessen Kriege es am meisten Felder erhielt.

Da durch den Privatluxus alle Begriffe des Wahren und Rechten verkehrt werden, kann dann wohl ein Volk, das diejenigen, welche es durch ihren Luxus verspotten und es in der Wirklichkeit berauben, während sie es zu ernähren scheinen, achtet und schätzt, kann ein solches Volk wohl den Wunsch, so wie das Recht und die Mittel haben, wieder seine Freiheit zu erlangen?

Und jene Großen (d. h. die man so zu nennen pflegt), die ihr Vermögen und

häufig auch das Anderer mehr aus eitlem Pomp als aus Genuß um die Wette verschwenden, jene Großen oder vielmehr Reichen, denen so viele thörichte Ueberflüssigkeiten zur Nothwendigkeit geworden, und die an der Tafel, in den Gesellschaften, bei Festen, und im Bette ihr weibisches, lästiges und unnützes Leben unter allen Qualen der Uebersättigung hinschleppen, können diese Reichen wohl eher als die niedrigste Hefe des Volkes sich zu dem göttlichen Gedanken einer wahren Freiheit erheben? Eben diesen ist der Name Freiheit zum Schrecken geworden und sie würden keine andere Existenz ohne eine tyrannische, ihre Laster befördernde Regierung zu führen wissen.

Der Luxus ist daher in den Tyranneien unvermeidlich und nothwendig. Der Luxus vermengt die Begriffe derartig, daß unter den Reichen Unsittlichkeit — Galanterie, Schmeichelei — zu leben wissen, Niederträchtigkeit — Klugheit und Ehrlosigkeit — Nothwendigkeit genannt wird. Und wer zieht aus allen diesen Lastern und noch vielen andern, die ich hier übergehe und die den Luxus zur unmittelbaren Ursache haben, den offenbarsten, unzuberechnenden Vortheil? Unstreitig die Tyrannen, die sich durch ihre Hülfe der unbestrittenen und unumschränkten Gewalt bemächtigen und selbe feststellen.

Der Luxus also, welchen ich als die unmäßige Liebe und Gebrauch überflüssi-

ger und pomphafter Bequemlichkeiten definiren würde, verdirbt gleichmäßig alle Volksklassen. Das Volk, welches aus demselben einige scheinbare Vortheile zieht und nicht bedenkt, daß der Pomp der Reichen meist nur die Frucht der an ihm verübten Erpressungen ist, wird nothwendigerweise durch das schändliche Beispiel der Reichen und durch die niederträchtigen Beschäftigungen, durch welches es seinen spärlichen Lebensunterhalt erwirbt, gleichfalls verdorben.

Sobald in einer Nation alle Klassen gleich verdorben, so ist es offenbar unmöglich, daß dieselbe frei bleibe oder sich frei erhalte, wenn man nicht vor Allem den Luxus, den unerbittlichsten Feind des-

selben, verbannt*). Es muß daher im Interesse des Tyrannen liegen, den Luxus, von dem er mehr Nutzen zieht als von einem ganzen Heere, auf alle mögliche Weise zu befördern und fortzupflanzen. Das bisher Gesagte mag als Beweis hinreichen, daß es in unsern Tyranneien nichts gibt, was uns die Knechtschaft leichter ertragen, ja selbst Geschmack daran finden ließe, als die beständige und uneingeschränkte Ausübung des Luxus.

*) Cato, der Censor, würde nicht mehr im 19. Jahrhundert aufstehen, selbst wenn sich die absoluteste Regierung constituiren würde. Dagegen hat man eine andere Species Censoren erfunden, die zwar nicht gegen die goldbesäumten und gallonirten Lakaienröcke, an denen das Blut und der Schweiß des Volkes klebt, eifern, wohl aber gegen den Reichthum der Gedanken zu Felde ziehen und den freien Geist nothzüchtigen. A. d. H.

Wir wollen jetzt untersuchen, ob in einem freien Staate der Luxus gedeihen könne oder nicht. Wenn ich die Annalen der Geschichte durchlaufe, so sehe ich in allen jenen Staaten, die den Luxus der Privatpersonen aufkommen ließen, die Freiheit zu Grunde gehen und sie unter den von Luxus schon verdorbenen Völkern, nie wieder kräftig emporblühen. Aber da die Geschichte der Vergangenheit vielleicht nicht die unläugbare Probe von dem ist, was bestehen kann, so scheint es mir, daß die freien Regierungen kein wirksames Mittel besitzen, der Ungleichheit des Besitzes entgegenzuwirken, als die einfache öffentliche Meinung. Liegt es daher in ihrer Absicht, diesen schlecht vertheilten Reichthümern den freien Umlauf zu gestatten, zu

dem ein innerer Drang die Besitzer derselben stets hintreibt, so müssen sie die Reichen überreden, ihre Schätze an öffentliche Werke zu verwenden, nur einen solchen Aufwand ehren, und jeden andern Gebrauch derselben so sehr als möglich herabzuwürdigen und der allgemeinen Verachtung Preis zu geben suchen. Es versteht sich von selbst, daß die Erfordernisse des Anstandes, so wie jene vernünftigen Bequemlichkeiten, die ihr Stand erfordert, und die mit den Sitten und der öffentlichen Meinung verträglich sind, nicht in dieser Maaßregel begriffen werden. Die freien Regierungen werden zu gleicher Zeit die Armen (ich verstehe hierunter nicht die Bettler) zu überzeugen suchen, daß es keine Schande, noch Verbrechen sei, arm

zu sein, was ihnen um so leichter gelingen wird, indem sie denselben ebenso wie allen Anderen freien Zutritt zu allen Aemtern und Ehren zugestehen. Ich schließe keineswegs, um des Elendes zu spotten, die Bettler besonders aus, sondern nur deshalb, weil dieselben zu sehr bestechlich und meist niedrig und gemein erzogen, eben so fern von der Möglichkeit, recht zu handeln und zu denken, sind, als es bei den Reichen gerade aus entgegengesetzten Gründen stattfindet.

Uebrigens werden auch diese klugen Maaßregeln auf die Länge ebenfalls unnütz. Die Natur des Menschen verändert sich nicht, und wo große Reichthümer ungleich vertheilt sind, wird früh oder spät unter den Privatpersonen ein über-

mäßiger Luxus emporkommen und mit ihm die unvermeidliche Knechtschaft Aller. Wollte man daher in unsern Tyranneien das Emporkommen einer dauerhaften Freiheit befördern, so müßte man nicht allein den Tyrannen, sondern auch mit ihm die Reichen stürzen, weil dieselben mit ihren Reichthümern und dem unvertilgbaren Luxus stets das Verderben jeder bürgerlichen Existenz sein werden *).

*) Ohne uns zu den Alles nivellirenden Ideen Baboeuf's und seiner Schule zu bekennen glauben wir doch auf die übermaßige Ungleichheit des Besitzes hinweisen zu müssen, und zwar um so mehr, als gegenwartig zwei Drittel eines in schweren industriellen Anstrengungen verbrachten Tages, einer zahlreichen Volksklasse kaum den Bedarf für ein einzelnes Individuum, geschweige denn ihrer Familie, ertragen. während ihre Brotherren für ein einziges Mahl oft eine Summe verschleudern, die sechszig armen Familien für Monate zur Bestrei-

tung ohne Bedürfnisse hinreichen würde. Ja es ist dahin gekommen, daß der Hund des Reichen von den Armen beneidet wird, von denselben Armen, die man bei feierlichen Gelegenheiten, glücklich und fröhlich zu sein und ihr God save the king zu schreien nöthigt. Was den Luxus bei öffentlichen Werken betrifft, von dem Alfieri als einer beinahe lobenswerthen Eigenschaft spricht, so ist er dies allerdings, sobald man nicht auf Kosten des Volkes, Hellas und Italien plündert und in bigotter Faselei auf Kosten des Volks (denn die Ertragnisse der Privatchatouillen schreiben sich wieder vom Volke her dem lieben Gott griechische Tempel baut. Am rechten Arm eine Hetäre und am linken die Madonna, heute thatkraftig die Emancipation des Fleisches und morgen die Kasteiung des Fleisches und Bußfahrten predigend, überall mit erhabenem Beispiel voranzuleuchten geruhend, das ist zum Luxus in der Ausübung der Moral gehörend. A. d. H.

Vierzehntes Kapitel

Von der Gattin und der Nachkommenschaft in der Tyrannei.

Wie in einer ungerechten Regierung, wo Keiner seines Eigenthums und seiner Person sicher ist, es Jemand dennoch wagen kann, sich eine Unglücksgefährtin zu wählen und durch den ehelichen Umgang das Loos der Knechtschaft auch auf seine Nachkommen fortzupflanzen, ist nur schwer

zu begreifen, und man würde es für unmöglich halten, wenn man nicht alle Tage das Beispiel davon sähe. Wenn ich dies erklären sollte, so würde ich sagen, daß der Naturtrieb die Menschen mit einer weit mächtigern Kraft antreibt, den ehelichen Stand zu umfassen, als die Tyrannei dieselben davon zurückhält. Da ich für den Augenblick die unter einer solchen Regierung schmachtenden Menschen nur in zwei Classen eintheilen will, in Reiche und Arme, so würde ich ferners sagen, daß sich die Reichen nur deßhalb vermählen, weil sie in der festen Ueberzeugung leben, daß ihr Geschlecht, so unnütz und überlästig es auch dieser Welt ist, doch derselben unumgänglich nothwendig sei und einen bedeutenden Theil ihres Schmuckes

ausmache. Die Armen verheirathen sich in blinder und stumpfer Apathie, da ihr unglücklicher Zustand wohl durch Nichts verschlechtert werden kann.

Ich lasse für einen Augenblick die Armen bei Seite und spreche von den Reichen, die besser erzogen und mehr zum Nachdenken bestimmt, sobald sie nicht gänzlich abgestumpft, doch über die gefahrvollen Folgen, in der Tyrannei eine Frau zu nehmen, aufgeklärter sein könnten und sollten. Um eine den Menschen weniger kränkende Unterscheidung zu machen, will ich dieselben nicht in Arme und Reiche, sondern in denkende und nichtdenkende Wesen eintheilen.

Ich behaupte also, daß, wer denkt und existiren kann, ohne sich seinen Lebens-

unterhalt verdienen zu müssen, in einer Tyrannei niemals heiraten soll, da er dadurch an seinem eigenen Denken, an der Wahrheit, sich selbst und an seinen Kindern zum Verräther wird. Ein denkender Mensch, der die Wahrheit zu erforschen fähig und den Fluch der Tyrannei zu fühlen im Stande ist, kann der wohl so grausam sein, in einem Staate, in dem geboren zu sein, es ihn schmerzt, durch seine Vereinigung mit einem Weibe auch auf seine Nachkommenschaft den Fluch und das Unglück, unter dessen Last er beinahe selbst erliegt, zu übertragen? Dies erscheint mir als eine so wahnsinnige Vervielfältigung und Selbsterzeugung des Unglücks, daß ich unmöglich glauben kann, daß ein

solcher Mann denke und die Wahrheit erkenne.

Der erste Zweck der Ehe ist, eine treue und zärtliche Gefährten des häuslichen Lebens zu besitzen, die uns nur durch den Tod geraubt werden kann. Nehmen wir nun selbst an, daß in einer Tyrannei die Sitten nicht verdorben wären und diese Gefährtin keinen andern Wunsch und Sorge haben könnte, als ihrem Gatten zu gefallen, wer bürgt denn dann dem Manne dafür, daß sie ihm nicht von dem Tyrannen oder dessen Spießgefährten verführt oder geraubt wird? Collatinus Schicksal scheint mir ein genügendes Beispiel der Möglichkeit einer solchen That, wogegen die großen und herrlichen Erfolge, die aus eben dieser That entstanden, in un-

seren Zeiten viel weniger zu hoffen sind, obgleich es an Anlässen dazu durchaus nicht mangelt. Ich vernehme schon den Einwurf, daß ein Tyrann doch nicht die Weiber Aller wollen kann, und daß es bei unsern gegenwärtigen Sitten nnr selten der Fall ist, daß er zwei oder drei zu verführen sucht und er dies stets mit Geschenken und Ehrenstellen für den Mann, aber nicht mit offener Gewalt thun wird. Dies sind die schändlichen Gründe, welche in den heutigen Tagen die Ehemänner beruhigen und sie nichts weiter fürchten lassen, als das, nicht die Glücklichen zu sein, die mit dem Preis ihrer eigenen Schande, das Recht ihrer tugendhaftern Mitbürger unterdrücken zu können, erkaufen. Viele Jahrhunderte nach Collatinus ward die

Schändung einer andern Jungfrau von Seite eines Königs*) gleichfalls die Veranlassung, daß ein unwürdiger, schändlicher Tyrann verjagt, aber leider neue fremde Tyrannen herbeigerufen wurden. In unseren erleuchteten Zeiten wird keine Jungfrauenschändung mehr vorkommen und auch nicht möglich sein, da es kein Weib gibt, das dem Tyrannen ihre letzte Gunst verweigerte, und eben so wenig Gatten, Brüder oder Väter vorhanden sind, die einen Rachegedanken zu fassen fähig wären, da jeder sich durch eine solche Entehrung geehrt fühlt. Wenn es auch in unseren Tagen einen auf seine Ehre eifersüchtigen, hochherzigen Menschen gäbe, der

*) Die Schändung Cava's.

durch eine denkwürdige Rache es den Tyrannen bereuen machte, ihn so schwer gekränkt zu haben, so würde man ihn im Allgemeinen als einen Thoren, Wahnsinnigen und Verräther behandeln, und würde es sehr sonderbar finden, daß er eine mit den offenbarsten Vortheilen begleitete Beleidigung des Tyrannen nicht ertragen will, da man derartige Kränkungen doch alle Tage von Privatpersonen, ohne irgend einen Nutzen zu empfangen, zu ertragen pflegt. Ich schaudere vor der mir selbst auferlegten Pflicht zurück, solche Schändlichkeiten ertragen zu müssen, die die eleganteste Würze der neueren Denkweise sind, und die man mit dem französischen Worte „esprit“ zu benennen pflegt. Ich hoffe aber, daß einst eine

Zeit kommen wird, in welcher jene, die von solchen Sitten und Gebräuchen lesen, nicht weniger davor zurückschaudern werden, als ich vor deren Erzählung.

Wenn also der Zweck der Verheiratung darin besteht, eine Frau zu haben, wobei man jedoch die Begriffe, unterhalten und besitzen, nicht verwechseln darf, so wird dieser Zweck doch in so weit veredelt, als, wenn nicht der Tyrann oder dessen Schergen die Hand nach ihr ausstrecken, doch die allgemein verdorbenen, lasterhaften Sitten, die unausweichliche Folge der allgemeinen Knechtschaft, ihm das gehoffte eheliche Glück rauben.

Was soll ich nun von den Kindern sagen? Je theurer die Kinder selbst dem Vater werden, desto schreienderes Unrecht

begeht er an ihnen, wie an sich selbst, da er durch sie dem Tyrannen ein neues Mittel an die Hand gibt, ihn noch mehr zu kränken, einzuschüchtern und zu unterdrücken. Entweder werden die Kinder des denkenden Mannes dem Vater gleich erzogen und dadurch eben so unglücklich, wie er selbst, oder sie gleichen ihm nicht und machen ihn dann dadurch unglücklich. Dies sind zwei Fälle, vor denen sich zu bewahren, ganz unmöglich ist. Zu dem Loose der Knechtschaft geboren, kann man sie nicht, ohne an ihnen zum Verräther zu werden, zum Denken erziehen, während sie von der Natur zum Denken bestimmt, vom Vater nicht zur Knechtschaft erzogen werden dürfen, ohne daß er an der heiligen Wahrheit zum Verräther wird.

Was bleibt also dem denkenden Mann in der Tyrannei übrig, wenn er zu seinem eigenen Unglücke und aus einer nicht zu entschuldigenden Unbesonnenheit, andern unglücklichen Wesen das Dasein gegeben? Die Reue hilft bei diesem Irrthum nicht und die Wirkungen desselben sind so furchtbar, daß keine Mittelswege hier ausreichen. Man müßte daher entweder die kaum geborenen Wesen wieder vernichten oder sie der öffentlichen Erziehung und gedankenlosen Knechtschaft überlassen. Dies ist auch der Weg, den die Eltern der Jetztzeit gewöhnlich einschlagen, der nicht weniger grausam, als der früher angedeutete und noch weit niederträchtiger ist. Demjenigen, der mir einwenden würde, es widerstrebe der Natur, die eigenen

Kinder hinzumorden, dem würde ich entgegnen, daß der Zwang der unumschränkten Gewalt, einem Einzigen zu dienen, nicht minder unserer Natur widerstrebt, nnd daß, wenn wir uns auch mit der Zeit an das Dienen gewöhnen, diese schändliche Eigenschaft jedes andere edlere Gefühl in uns erstickt. Die denkenden Philosophen in den freien Nationen nahmen daher schon nur einen sehr geringen Unterschied an zwischen dem Leben eines Thieres und dem eines Menschen, der wahre Freiheit, Selbstständigkeit, Sicherheit, Sitte und wahre Ehre nicht zu besitzen vermag. Und so müssen sich leider alle die Kinder gestalten, die thörichter Weise in der Tyrannei erzeugt, von ihren Vätern, die ihnen nicht ihr physisches Leben nehmen,

des weit edleren geistigen Lebens, des Verstandes und der Seele beraubt werden. Wird jedoch zu ihrem Unglück das eine oder das andere in ihnen ausgebildet, so erzieht der unglückliche Vater in ihnen nur neue Schlachtopfer der Tyrannei.

Wer daher in der Tyrannei Familie besitzt, ist ein um so größerer und mehrfacher Sklave, je mehr Individuen die Gegenstände seiner immer wahren Besorgniß bilden.

Fünfzehntes Kapitel.

Von der Liebe gegen sich selbst in der Tyrannei.

Die Tyrannei ist der Natur des Menschen so entgegen, daß sie in demselben beinahe alle natürlichen Gefühle zerstört, schwächt oder gänzlich aufhebt. Wir hegen daher keine Vaterlandsliebe, weil es für uns kein Vaterland gibt; wir lieben weder Eltern, noch Frau und Kinder,

weil sie uns nur wenig und nicht sicher angehören; wir haben keine wahren Freunde, deren es überhaupt nicht gibt, da die Erschließung unserer tief innersten Gefühle, den Freund stets in einen belohnten und leider auch nur zu oft in einen geehrten Angeber verwandeln kann. Die nothwendige Folge davon, daß er all' die erwähnten Wesen nicht lieben kann, noch darf, ist stets die, daß sich eine grenzenlose Selbstliebe in ihm entwickelt. Aus dem beständigen Gefühle der Unsicherheit erwächst die Furcht der Menschen; aus dem ewigen Fürchten entstehen zwei sich gegenüberstehende Extreme, und zwar: eine übermäßige Liebe oder eine übermäßige Gleichgültigkeit für den der Gefahr ausgesetzten Gegenstand; und dies erscheint

mir die beste Erklärungsweise für die allzu große Selbstliebe der Menschen. Da wir aber in der Tyrannei immer für uns und unser Eigenthum fürchten, und selbst aber nach der Weise der menschlichen Natur mehr als alles Andere lieben, so gelangen wir allmählig dahin, jeden Tag mehr für uns selbst und weniger für unser Eigenthum zu fürchten, da dies nicht einen unmittelbaren Theil von uns selbst ausmacht.

In den wahren Republiken liebten die Bürger zuerst das Vaterland, dann die Familie und zuletzt sich selbst; unter einer tyrannischen Regierung dagegen liebt man sein eigenes Dasein mehr, als alles Andere. Daher ist auch die Selbstliebe in der Tyrannei weder die Liebe der eigenen

Rechte, noch des eigenen Ruhmes, oder der eigenen Ehre, sondern einzig und allein, die unbeschränkte Zuneignung zum thierischen Leben. Und dieses Leben wird nach einem uns unbekannten Verhängniß in derselben Weise, wie es den Alten, die es schon ganz genossen, stets viel theurer und werther ist, als den Jünglingen, denen meist noch eine ganze lockende Zukunft offen steht, demjenigen, der dient, um so theurer und werther, je weniger es sicher und wirklich werthvoll ist.

Sechszehntes Kapitel.

Ob, und von wem der Tyrann geliebt werden kann.

Derjenige, der Alle ungestraft beleidigen, aber selbst nicht ungestraft beleidigt werden kann, wird nothwendigerweise sehr gefürchtet und demnach nothwendigerweise auch sehr verabscheut werden. Aber, da derselbe in gleicher Weise auch Jedem, der ihm besonders zusagt, mit Wohltha-

ten überhäufen, bereichern und ehren kann, so muß auch derjenige, der von ihm Gnaden empfängt, wenn er nicht auf die niedrigste Weise undankbar und schlechter, wie der Tyrann selbst sein will, ihn lieben. Ich antworte hierauf, daß Alles völlig wahr ist, aber noch wahrer und und begründeter ist die Thatsache, daß der von einem Tyrannen eine Gunst Empfangende im Herzen stets undankbar gegen ihn und daher noch schlechter als er zu sein pflegt.

Müßte ich die Gründe dafür angeben, so würde ich sagen, daß der grenzenlose Unterschied zwischen dem, was der Tyrann geben und was er nehmen kann, nothwendigerweise den Abscheu der zahlreichen Beleidigten grenzenlos und die

Liebe der wenigen Begünstigten heuchlerisch und kümmerlich macht. Der Tyrann kann Reichthümer, Macht und eingebildete Ehren verleihen, aber er kann Alles, was er gegeben und dazu auch noch das Leben und die wahre Ehre rauben; Dinge, die Jemanden zu geben nie in seiner Gewalt stehen wird.

Bei Allem dem ist es wohl möglich, daß die gänzliche Unkenntniß der eigenen Rechte bei einigen Menschen leicht den unglücklichen Irrthum hervorzubringen vermag, denjenigen auf eine gewisse Art zu lieben, der sie der heiligsten Vorrechte des Menschen beraubend, ihnen doch nicht den Besitz anderer geringfügiger Dinge nimmt, was er nach ihrer Meinung mit demselben Rechte, oder doch ungestraft

thun könnte. Es ist dies in der That eine sehr sonderbare Liebe und in jeder Hinsicht mit der zu vergleichen, die man für einen Tiger haben würde, der uns nicht verschlingt, obgleich er es könnte. Diesen thörichten Leidenschaften werden rohe und arme Menschen zum Opfer werden, die keine andere Glückseligkeit besitzen, wenn nicht die, daß sie den Tyrannen nie sehen, und noch weniger kennen; aber eben diese werden ihn auch nur wenig fürchten, da ihnen nichts oder wenig zu verlieren übrig bleibt. Wenn ihnen daher in seinem Namen auch nur die geringste Gerechtigkeit erwiesen wird, so bilden sie sich in ihrer gedankenlosen Unwissenheit ein, daß sie ohne den Tyrannen auch nicht einmal diese Halbgerech-

tigkeit erhalten haben würden. Aber nimmer werden diejenigen in dieser Weise von ihm denken können, die sich ihm alle Tage nähern und dessen Unfähigkeit, sowie Strafbarkeit kennen, wenn sie auch selbst von ihm Glanz, Ehren und Reichthümer zu Theil erhalten. Diesen Wenigen ist zu sehr die ungeheure Macht des Tyrannen bekannt, zu werth sind ihnen die von ihm empfangenen Reichthümer, um nicht denjenigen aufs Höchste zu fürchten, der sie ihnen in gleicher Weise wieder nehmen kann. Fürchten und Hassen sind zwei gleichbedeutende Worte.

Jene Furcht aber, die an den Höfen die Larve der Liebe annimmt, erzeugt eine vielartige ungestaltete und abscheuliche Leidenschaft, die der Tyrannen, die sie

erwecken, sowie der Sklaven, die sich dazu bekennen, gleich und wahrhaft würdig ist. Derselbe Sejanus, der in der wankenden und dem Einsturze nahenden Grotte mit offenbarer Lebensgefahr das Leben des Tiberius rettete, verschwor sich doch gegen ihn, obgleich er seitdem unzählige Gunstbezeugungen erhalten hatte. Ich frage: Liebte Sejanus den Tiberius in dem Augenblicke, in welchem er sich in die augenscheinlichste Gefahr stürzte, um ihn zu retten? Gewiß nicht! In eben diesem Augenblicke diente Sejanus nur seinem eigenen berechnenden Ehrgeize in derselben Weise, in der wir alle Tage in unserer Armeen die glänzendsten, weichlichsten und verdorbensten Offiziere dem Tode trotzen sehen, aus keinem andern Grunde, als um

ihrem kleinlichen Ehrgeize zu genügen und sich die Gunst der Tyrannen zu erwerben. Verabscheute Sejanus in dem Augenblicke, als er sich gegen Tiberius verschwor, denselben mehr als in dem Augenblick, wo er ihn rettete? Er verabscheute ihn gewiß nachher noch weit mehr, wenn er bedachte, mit welchen unermeßlichen Reichthümern ihn Tiberius überhäuft und welche unermeßlichen Reichthümer er ihm demzufolge auch wieder nehmen konnte. Da er daher für seine und seines Mammons Sicherheit fürchtete, wenn er die einzige Macht, die ihn vernichten konnte, nicht selbst vernichtete, so zögerte er keinen Augenblick weiter und unternahm es, ihn mittelst eines reiflich überdachten Planes aus der Welt zu schaffen. Einem Tiberius,

zu was immer für eine Zeit und an was immer für einen Orte er auch geboren werden mag, werden nie andere Freunde zu Theil werden. Wenn der Tyrann also selbst von denen, die er mit Wohlthaten überhäuft, im höchsten Grade verabscheut wird, wie mag er dies erst von denen, die er mittelbar oder unmittelbar beleidigt und beraubt, werden? Nur die gänzliche Dummheit der Armen, Unwissenden und von ihm entfernt Lebenbenden vermag also eine Art Liebe für den Tyrannen zu erzeugen, da Niemand von ihnen denselben je gesehen noch kennt, und diese Art Liebe kann nur als ein Grad geringeren Abscheus ausgelegt werden. Jeder Mensch kann allenfalls aus einer thörichten und schändlichen Prahlerei

vorgeben, daß er den Tyrannen liebe, aber nimmermehr wird dies in Wahrheit je stattfinden. Eine solche gemeine lügenhafte Prahlerei findet sich nur bei den größten Schurken, die den Tyrannen am meisten fürchten und ihn darum auch am meisten verabscheuen.

Siebzehntes Kapitel.

Ob der Tyrann seine Unterthanen lieben kann und wie?

In derselben Weise, wie wir schon gezeigt haben, daß die Unterthanen ihren Tyrannen nicht lieben können, da er zu unumschränkt über sie herrscht und kein Verhältniß zwischen dem Guten und Bösen, was er ihnen erweisen kann, besteht, in derselben Art wird es uns leicht zu

beweisen sein, daß der Tyrann seine Unterthanen nie lieben kann, da dieselben so unendlich tief unter ihm stehen, und er von ihnen nie irgend einen Liebesdienst empfangen kann, den er nicht fordern zu können glaubte, falls sie ihm denselben nicht freiwillig erwiesen hätten. Liebe, sie mag nun aus Freundschaft, aus inniger Zuneigung, Wohlwollen, Dankbarkeit oder andern Ursachen entspringen, ist eine jener menschlichen Neigungen, die mehr als alle andern, wenn nicht eine vollkommene Gleichheit, doch eine innige Annäherung, Gemeinschaft und gegenseitige Erwiederung der Gefühle erfordert. Gesteht man mir die Richtigkeit dieser Erklärung des menschlichen Liebens zu, so kann nun jeder selbst urtheilen, ob

eines der genannten Verhältnisse zwischen dem Tyrannen und seinen Sklaven, d. i. dem unterdrückenden und unterdrückten Theil Platz greifen können.

Die Art des gegenseitigen Hasses ist jedoch sehr verschieden. Die Unterthanen, zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen von dem Tyrannen unterjocht und gedrückt, werden ihn auch, wie natürlich, vor Allem auf das Höchste hassen und verabscheuen. Der Tyrann dagegen, der von der großen Gesammtheit nicht beleidigt werden kann, als etwa durch eine offene Empörung gegen ihn, haßt nur jene Wenigen, von denen er voraussetzt, daß sie nur ungeduldig sein Joch ertragen; und wenn diese jemals es zu zeigen wagten, so würde die Rache des Tyrannen bald seinen Haß

gänzlich auslöschen. Der Tyrann haßt also seine Unterthanen nicht, da sie ihn auf keine Weise beleidigen, und fände sich irgend jemals ein Tyrann von sanfter menschlicher Sinnesart auf dem Throne, so könnte derselbe sich sogar den Ruf, seine Unterthanen zu lieben, anmaßen, obgleich dieser Ruf nur dadurch entsteht, daß die Natur dieses Fürstens an sich selbst weniger schlecht ist, als die ihm anklebende und unbegrenzte Gewalt, Böses zu verüben. Beinahe hätte ich unachtsamerweise eine der vorzüglichsten Ursachen übersehen, weßhalb der Tyrann den Theil seiner Unterthanen, die ihn umgeben und die er kennt, nicht nur verabscheuen, sondern auch im höchsten Grade verachten muß. Das ist derjenige Theil,

der sich an ihn drängt, ihm schmeichelt und vor ihm kriecht. Was denjenigen Theil der Unterthanen anbelangt, den er nicht kennt, und der ihn in keiner Weise beleidigt, so möchte ich beinahe glauben, daß ein menschlich gesinnter Tyrann dieselben allenfalls lieben könnte, wenn gleich diese unerklärliche Liebe eines unumschränkten Herrn gegen Sklaven, die ihm weder nützen noch schaden können, mit keiner andern Liebe verglichen werden kann, als mit jener, die der Mensch gegen seine Hunde und Pferde, ihrer Gelehrigkeit, ihres Gehorsams und ihrer gänzlichen Dienstbarkeit halber, legt. Die Herrn pflegen jedoch einen weit geringeren Unterschied zwischen sich und ihren Hunden und Pferden zu machen, als der selbst

gemäßigte Tyrann zwischen sich und seinen Unterthanen macht. Seine Liebe gegen sie wird nur eine weitere, dem menschlichen Geschlechte erwiesene Kränkung sein.

Achtzehntes Kapitel.

Die großen Tyranneien, verglichen mit den kleinen.

Daß die Tyrannen eines ausgedehnten unter grenzenloser Tyrannei schmachtenden Reiches um so stolzer und hochmüthiger sind, je mächtiger sie sich fühlen, ist leicht zu begreifen; daß jedoch die Knechte solcher Tyrannen sich mehr zu sein dünken, als ihre unter einem kleinen

Tyrannen schmachtenden Mitknechte, dies scheint mir der höchste Grad des Wahnsinns und zugleich der überzeugendste Beweis zu sein, daß Sklaven weder denken noch untersuchen. Wenn die Vernunft einen Unterschied zwischen Sklaven und Sklaven zulassen könnte, so müßte er zu Gunsten der kleinern Heerde ausfallen. Je mehr Menschen einem Einzigen blind gehorchen und je geringer das Verhältniß zwischen dem Unterdrückenden und dem Unterdrückten wird, für desto schlechter, dümmer und niederträchtiger müssen sie sich selbst halten. Wenn ich daher die Prahlereien eines Franzosen oder Spaniers höre, der sich einem Portugiesen oder Neapolitaner gegenüber für ein höheres Wesen hält, so dünkt es mich immer, als

sähe ich ein Schaf aus der königlichen Heerde das Schaf eines Bauern verachten, weil dieses mit einer Heerde von zehn und jenes mit einer von Tausenden weidet.

Wenn also irgend ein Unterschied zwischen den großen und kleinen Tyranneien stattfindet, so besteht dieser nicht in dem Wesen der Sache, die immer eine und dieselbe bleibt, sondern in der Person des Tyrannen. Wer immer von ihnen seine ihm benachbarten Tyrannen an Macht übertrifft, wird auch desto anmaßender gegen seine Unterthanen sein, da er bei seinen umfassenden Verhältnissen auch nur geringere Rücksichten zu beobachten hat. Da er dagegen andrerseits eine größere Anzahl von Unterthanen, wichtigere Ge-

schäfte, mehr Ehren zu vertheilen und mehr Reichthümer zu nehmen wie zu geben hat, ohne dabei auch mehr Verstand zu besitzen, so wird seine Macht in unbedeutenden Dingen weit weniger lästig, bei wichtigern dagegen um so lästiger und drückender. Der kleine Tyrann hingegen, der gegen seine mächtigern Nachbarn alle nur erdenklichen Rücksichten beobachten muß, ist dadurch auch genöthigt gegen seine Unterthanen mehr Rücksichten zu nehmen und wenn er sie schon unterdrücken, vorzüglich am Eigenthum kränken will, weit vorsichtiger zu Werke zu gehen. Da er jedoch sein überlegenes Ansehen geltend machen will, so wird er sich dadurch leicht in die unbedeutendsten Angelegenheiten der Privatpersonen mengen und Allen noch weit

lästiger als ein viel mächtigerer Tyrann werden.

In den größern Tyranneien werden daher die Unterthanen weit mehr gedrückt, in den kleinen dagegen weit mehr belästigt und in beiden höchst unglücklich sein, da Ueberdruß dem Menschen nicht weniger schädlich wird und Schmerz zufügt, als Unterdrückung.



Von der Tyrannei.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung zum zweiten Buche.

Ich habe schon in dem vorhergehenden Buche, so kurz als ich konnte, die Ursachen und Mittel der Tyrannei erörtert, und im Fluge nur den kleinsten Theil, der

ihr entspringenden Wirkungen angedeutet. Ich will damit nicht Alles gesagt haben, was sich hierüber sagen läßt, aber doch, wie mir scheint, das Wichtigste und von Andern am mindesten Besprochene. Noch kürzer werde ich in diesem zweiten Buche besprechen, auf welche Weise man die Tyrannei ertragen, wenn man sich ihr zu unterwerfen gesonnen, oder wie man dies Joch abwerfen kann, wenn man es nicht ertragen will.

Zweites Kapitel.

Auf welche Weise man in der Tyrannei vegetiren könne.

Das Leben ohne Seele ist das kürzeste und sicherste Mittel, um unter einer tyrannischen Regierung stets in Sicherheit zu leben; aber über die Erzeugung dieses schmählichen, fortwährenden Todes des edelsten Theiles des Menschen (ich will es zu Ehren des menschlichen Geschlechts nur Vegetation nennen) kann und will ich

keine Vorschriften lehren, obgleich ich solche, ohne sie erlernen zu wollen, leider mit der Muttermilch eingesogen habe. Mag diese Lehren jeder aus seiner eignen Furcht, seiner eignen Niedrigkeit, seinen eignen mehr oder weniger knechtischen oder verhängnißvollen Verhältnissen, und endlich aus dem traurigen, sich ewig wiederholenden Beispiele der Mehrzahl entnehmen.

Drittes Kapitel.

Wie man in der Tyrannei leben kann.

Ich will in diesem Kapitel zu jenen Wenigen reden, welche würdig unter einer freien Regierung geboren zu werden, von den Launen des ungerechten Schicksals mitten unter jene schändlichen Horden geschleudert wurden, die keine der menschlichen Fähigkeiten in Anwendung bringen, keine dem Menschen angeborene Rechte

kennen oder selbe bewahren, und sich doch des Menschennamens bedienen.

Da ich mir zur Aufgabe gemacht, diesen Wenigen zu zeigen, wie man in der Tyrannei leben kann, schmerzt es mich zugleich, daß ich ihnen Vorschriften ertheilen muß, die ihrer freien und hochherzigen Natur nur zu sehr entgegen sind. Wie viel lieber wollte ich doch zu andern Zeiten und unter andern Regierungsformen geboren, nicht mit Worten, sondern mit Beispielen zeigen, wie man ein freies Leben führen muß. Da es leider nun ganz unnütz ist, sich über Uebel zu beklagen, die gegenwärtig jeder Abhilfe beraubt sind oder zu sein scheinen, so müssen wir, wie bei unheilbaren Wunden verfahren, wo man auf Heilung verzich-

tend, nur Linderung der Schmerzen zu erlangen sucht. Gleichwohl sage ich, daß wenn ein unter der Tyrannei geborener Mensch fähig ist, deren ganze Last zu empfinden, sich aber gleichzeitig durch den Mangel an eigner wie fremder Kraft zu ohnmächtig fühlt, deren Joch abzuschütteln, so muß ein solcher sich zum Hauptgrundsatz machen, stets vom Tyrannen fern zu bleiben, ebenso wie von dessen Satelliten, seinen schändlichen Auszeichnungen, seinen ungerechten Aemtern, den Lastern, Verführungen und Bestechungen derselben, ja selbst von den Mauern, dem Boden und der Luft sogar, und Allem, was ihn umgiebt. In einer solchen strengen und gänzlichen Absonderung, die nie zu groß, nie zu sehr übertrieben werden kann, muß

ein solcher Mann nicht so sehr seine eigne Sicherheit, als die Achtung seiner selbst und die Unbeflecktheit seines Rufes suchen, denn beide werden immer mehr oder weniger befleckt, wenn sie sich auf irgend eine Weise der pestilenzialischen Atmosphäre der Höfe nähern.

Hat sich nun ein solcher Mensch, wie es nur seine Pflicht ist, von ihnen gänzlich entfernt und fühlt er sich rein und unbefleckt, so wird er sich weit höher achten, als wenn er unter einer freien Regierung geboren wäre, da er selbst in einer sklavischen Regierung sich frei zu machen gewußt hat. Ist er zudem nicht in der traurigen Nothwendigkeit, sich knechtisch seinen Lebensunterhalt erwerben zu müssen, so sei, da der edle Funke des

Ruhms durch die Schlechtigkeit der Zeiten noch nicht gänzlich in seinem Herzen erloschen und er durch thatkräftiges Handeln durchaus keinen Ruhm erwerben kann, sein eifriges Streben, sich denselben durch den Adel und die Kraft seines Denkens, seiner Rede und Schrift zu erwerben. Aber wie wird man in einer mißgestalteten Regierung denken, reden und schreiben können, da in derselben jedes einzelne dieser drei Dinge schon zu einem Hauptverbrechen wird? Er wird zu eigener Erleichterung und in dem gerechten Stolze des Denkers einen Ersatz für die Demüthigung des Dienens zu finden glauben, er wird zu jenen wenigen wahrhaft Guten sprechen, die durch ihre Natur des Mitleids, der Freundschaft und der vollkommenen

Erkenntniß der Wahrheit würdig sind, und endlich wird er schreiben, zuerst zu seiner eigenen inneren Befriedigung, und dann, falls seine Schriften sich zu einer erhabenen Höhe emporschwingen, um Alles dem hochherzigen Ruhme, Allen oder der Mehrzahl durch Herausgabe seiner Schriften nützlich zu werden, aufzuopfern.

Ein Mensch, der auf solche Weise in der Tyrannei lebt und sich würdig erweist, nicht in ihr geboren zu sein, wird von beinahe allen seinen Mitknechten entweder im höchsttn Grade verachtet oder gehaßt werden; verachtet von denen, die ohne einen Begriff von wahrer Tugend thörichterweise Jeden, der vom Tyrannen und dessen Großen, d. h. von jedem Laster, jeder Gemeinheit und Verdorbenheit

entfernt lebt, für weit geringer als sich selbst halten; gehaßt dagegen wird er von jenen andern werden, die ungeachtet ihrer eignen Schlechtigkeit doch eine klare Vorstellung vom Rechten und Guten haben, allein aus einer fluchwürdigen Niedrigkeit des Geistes und Verdorbenheit der Sitten, schamloser Weise dem Schlechten huldigen. Doch gerade diese Verachtung von Seite eines Volks, das selbst im höchsten Grade verachtungswerth ist, gibt uns den überzeugendsten Beweis, daß ein solcher Mann wirklich achtungswerth ist, so wie der Haß desselben, den unzweifelhaften Beweis befreit, daß er die Liebe und die Achtung der Guten verdient. Daher braucht er sich auch weder um den Haß, noch um

die Verachtung dieser Schurken im geringsten zu bekümmern.

Wenn jedoch diese Verachtung und dieser Haß der Sklaven sich bis auf deren Herrn fortpflanzt, so kann derjenige wahre Mensch, der die diesem Namen anklebenden Pflichten erfüllt, dadurch im höchsten Grade gedemüthigt, ja durch den Haß offenbar und unvermeidlich gefährdet werden. Dies Büchlein ist für keine Schurken geschrieben. Diejenigen, die durch ein zwischen Klugheit und Niederträchtigkeit schwebendes Betragen nicht genug gesichert sind, mögen, wenn sie durch die allforschende Gewalt des Tyrannen aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen werden, sich kühn zu zeigen, wie sie sind, und es genüge ihnen zu ihrer Entschuldigung

zu sagen, daß sie die Gefahr nicht aufgesucht, dieselbe aber nun einmal begegnet, sie jetzt weder fliehen dürfen noch wollen.

Viertes Kapitel

Wie man in der Tyrannei sterben soll.

Obgleich der größte und wahrste Ruhm, der dem Vaterlande und seinen Mitbürgern durch hochherzige Thaten nützlich zu werden, demjenigen versagt ist, der in der Tyrannei geboren und durch dieselbe zur Unthätigkeit verdammt bleibt, so kann doch der Ruhm, als ein freier

Mann zu sterben, wenn man auch als Sklave geboren ist, Niemanden streitig gemacht werden. Dieser Ruhm, so überflüssig er auch Andern erscheinen mag, ist durch das erhabene Beispiel nichtsdestoweniger sehr nützlich und wird von Tacitus, diesem großen Menschenkenner, als der höchste erklärt, den je ein Mensch erlangen könne. Dem hochherzigen Tode eines Seneca, Cremutius Cordus und vieler anderer von ihren ersten Tyrannen verbannter Römer, mangelte in der That nichts, als ein mehr willensfreier, selbstständigerer Grund, um ihre Tugend jener eines Curtius, Decius und Regulus gleichzustellen. Und so wie da, wo ein Vaterland und Freiheit besteht, es als die höchste Tugend gilt, in der Vertheidigung beider zu

sterben, so kann es in einer unveränderlich tiefgewurzelten Tyrannei keinen größerern Ruhm geben, als den, auf eine hochherzige Art zu sterben, um nicht als Sklave leben zu müssen.

Es scheint mir daher, daß in unseren ruchlosen Regierungen die wenigen tugendhaften und denkenden Wesen so lange als Kluge leben müssen, als die Klugheit nicht in Niederträchtigkeit ausartet, und als Muthige sterben, sobald das Schicksal oder die Vernunft sie dazu zwingt. Auf diese Weise kann die Schmach eines schimpflichen und sklavisch vollbrachten Lebens durch einen freien und hochherzigen Tod getilgt werden.

Fünftes Kapitel.

Bis zu welchem Grade man die Tyrannei ertragen kann.

Bis zu welchem Grad man die Unterdrückung einer tyrannischen Regierung ertragen kann, läßt sich nur schwer bestimmen, da dieselben Beschimpfungen nicht alle Völker noch alle Individuen gleich schwer verletzen. Deßungeachtet sage ich, daß jene denkenden Wesen die, da sie

nicht die mindeste Kränkung verdienen, deßhalb auch die leiseste um so tiefer fühlen, es allerdings ertragen können, daß der Tyrann sie ihres Eigenthums beraubt da kein Eigenthum eines Einzelnen so viel werth ist, um die äußerste allgemeine Zerrüttung, die dessen noch immer zweifelhafte Rache nach sich ziehen könnte, herbeizuführen. So verdorben sind unsere Zeiten, daß aus einer auch noch so glücklich durchgeführten Privatrache, nie irgend ein wahrer und dauerhafter Nutzen für das Gemeinwohl entstehen, wohl aber ein um so größerer Nachtheil daraus erwachsen kann. Daher würde ich den Guten, die ihren Mitsklaven stets helfen, nie unnützer Weise schaden und stets so viel als möglich das bürgerliche Leben fördern

sollen, niemals den Rath geben, unnützer Weise die Ruhe, oder besser gesagt, die träge Apathie Aller zu stören, um sich für ihr geraubtes Eigenthum zu rächen.

Dagegen würde ich niemals wagen, Jemanden, der nur eine menschliche Gestalt hat, zu rathen, die Kränkungen der Blutsverwandten, Freunde oder der eigenen Ehre, sobald sie offenbar ungerecht oder grausam sind, zu ertragen. Man kann ohne Vermögen leben, da keiner aus Noth stirbt und der Mensch durch seine Armuth nicht zugleich niederträchtig wird, wenn er es nicht durch seine eigene Schlechtigkeit geworden. Dagegen kann man aber nicht den gewaltsamen und ungerechten Verlust einer zärtlich geliebten Person und noch weit weniger den Verlust

der eigenen Ehre ertragen. Da einem solchen Menschen der Tod zur Pflicht geworden und die empfangene Beleidigung grenzenlos ist, so kann und darf er keine Rücksichten beobachten, und was auch daraus folgen möge, der Tapfere muß immer gerächt sterben. Wer nichts fürchtet, der kann Alles.

So viel Tyranneien bis jetzt auch zerstört und so viel Tyrannen auch vernichtet worden sind, so war stets eine von dem Tyrannen, der Ehre zugefügte Beleidigung, der Grund, um den nothwendigen Impuls dazu zu erwecken. Diese Lehre geht also nicht von mir aus, sondern liegt in der Natur der Menschen selbst.

Indessen würde ich doch Jedem, der eine solche Beleidigung rächen wollte oder

ken an die eigne Sicherheit fahren, verwandle alle jene tiefgefühlten Worte, mit denen er zu unnützer und großer Gefahr für sich und sein Unternehmen seine Freunde beschworen haben würde, sich mit ihm zu verbünden, in einen einzigen bedeutenden, schweigenden, wohl angebrachten Schlag und überlasse den nothwendig daraus entspringenden Folgen die Sorge, die Verschwörung zu verbreiten und zu kräftigen.

Das römische Volk erhob sich gegen seine Tyrannen, verschwor sich erfolgreich gegen sie und zertrümmerte sie endlich, nachdem es von so vielen andern harten Schlägen getroffen, durch den beklagenswerthen furchtbaren Anblick der von dem Tyrannen geschändeten und durch eigene Hand gefallenen Lucretia, endlich

zur Rache bewogen wurde. Ist es indeß wohl zu glauben, daß, wenn Lucretia die erste hochherzige Rache nicht an sich selbst begangen, Collatinus oder Brutus sich vielleicht unnützerweise, mit zweifelhaftem Erfolge und großer Gefahr gegen die Tyrannen verschworen haben würden? Denn das Volk, so wie die Mehrzahl der Menschen werden durch die überzeugendsten Gründe kaum zur Hälfte so hingerissen und zu thatkräftigen Aeußerungen veranlaßt, als durch eine gerechte bereits vollbrachte Rache, hauptsächlich sobald sich ihren Augen mit derselben zugleich ein schreckliches und blutiges Schauspiel darbietet. Wenn sich also Lucretia nicht selbst getödtet, so hätte Collatinus als der am schwersten beleidigte, durch den Mord des ehebreche-

rischen Tyrannen entschlossen sich selbst aufopfern müssen. Wäre er bei diesem Unternehmen zu Grunde gegangen, so hätte er dem Brutus die Pflicht überlassen müssen, vermittelst dieses seines gerechten Mordes das Volk zur Erkämpfung seiner Freiheit zu bewegen.

Ein in den Tyranneien schwer Beleidigter, soll sich anfangs mit Niemanden verschwören, da er wenigstens dadurch das Gelingen seiner Privatrache sichert, und mit jenem furchtbaren Schauspiel dann die Aussicht zu der weit größern Wahrscheinlichkeit der Ausübung einer öffentlichen gemeinsamen Rache eröffnet. Verschwört er sich dagegen behufs seiner persönlichen Rache mit Mehrern, so geht oft die Aussicht zu Vollbringung der einen

wie der andern Rache verloren. Derjenige also, der sich für fähig hält, eine erhabene und dem Gemeinwohl nützliche Verschwörung durchzuführen, deren Ende stets die allgemeine politische Freiheit sein muß, unternehme dieselbe erst nach vielen, der großen Gesammtheit vom Tyrannen zugefügten, Beleidigungen und unmittelbar nach einer gegen denselben ausgeübten furchtbaren Privatrache. Eben so soll der, der eine schwere persönliche Beleidigung zu rächen hat, sich erhaben und vollständig rächen, ohne sich Gefährten seiner Rache zu suchen, und seinem Nachfolger überlassen, die Verschwörung einzuleiten. Geht selbe glücklich zu Ende, so wird der größte Theil des Ruhms doch immer wieder auf ihn zurückfallen, und scheitert

diese gemeinsame Verschwörung, so wird sein Ruhm und die allgemeine Bewunderung um so größer sein, da sie sehen, daß seine That allein, von dem vollkommensten Erfolg begleitet war.

Die Verschwörungen haben jedoch, selbst wenn sie von einem glücklichen Ausgange begleitet sind, meist nur die traurigsten Erfolge, da sie fast immer nur gegen den Tyrannen, nicht aber auch gegen die Tyrannei gerichtet sind. Durch die Rache einer persönlichen Beleidigung vermehren sich nur die Unglücklichen ohne irgend einen Nutzen, und mag nun der Tyrann dabei entkommen oder ihm ein neuer folgen, so wird durch diese persönliche Rache in jeder Weise das öffentliche Elend wohl hundertmal vervielfältigt.

Derjenige also, der vom Tyrannen an seiner Ehre oder seiner Familie eine tödtliche Beleidigung erfahren, muß sich vorstellen, als habe ihn der Tyrann zu einem unvermeidlichen Tode verdammt, und es bliebe ihm bei der Unmöglichkeit zu entkommen, keine andere Möglichkeit übrig, als sich früher vollkommen zu rächen, um doch nicht ganz ehrlos zu sterben.

Sechstes Kapitel.

Ob ein Volk, das die Tyrannei nicht fühlt, sie verdiene oder nicht?

Ein Volk, das die eigne Sklaverei nicht fühlt, ist nothwendig ein solches, das keine Idee von politischer Freiheit hat. Da der gänzliche Mangel dieser natürlichen Vorstellung nicht von den Individuen, sondern nur von deren veralteten Zuständen herrührt, die in ihnen jedes ursprüngliche

Licht der natürlichen Vernunft erstickt, so will die Menschlichkeit, daß man, statt sie zu verachten, deren Irrthümer bemitleide. In der Sklaverei geboren, von sklavischen Ahnen abstammend, wie hätte ihnen da je eine Idee der ursprünglichen Freiheit zukommen können? Man wird sagen, die Vorstellung der Freiheit sei natürlich und jedem Menschen angeboren, aber wie viele angeborene, nicht weniger natürliche Ideen werden in uns alle Tage, durch Erziehung, Umgang oder durch Gewalt geschwächt oder gänzlich ausgelöscht?

In dem römischen Freistaat, in dem jeder Römer als Bürger geboren war und sich für frei hielt, wurden dennoch auch unter den unterjochten Völkern einige

als Sklaven geboren, denen es nicht unbekannt sein konnte, daß sie solche waren, da sie alle Tage ihre Herrn als Freie vor sich sahen; und eben diese hielten sich doch für Sklaven und dazu geboren, einzig und allein, weil sie dazu erzogen und vom Vater bis zum Sohne und dessen weiteren Nachkommen gezwungen worden waren, sich für solche zu halten. Wenn nun selbst im Schooße der glänzendsten politischen Freiheit, die je auf der Erde bestanden, es unwissende und herabgewürdigte Menschen gab, die glaubten, nur Sklaven sein zu können, so wird es doch Niemanden Wunder nehmen, daß in unsern Tyranneien, in welchen der Name Freiheit nicht einmal ausgesprochen wird, diejenigen, welche in derselben geboren

werden, sich für Sklaven halten, die, den Begriff der Freiheit nicht kennend, auch unmöglich wissen können, was Knechtschaft ist.

Darum scheint es mir, daß man unsere Völker weit mehr beklagen als hassen und verachten soll, da sie ohne Schuld und selbst ohne es zu wissen, Mitschuldige des Verbrechens der Knechtschaft sind, die ihre furchtbare schwere Strafe stets mit sich führt. Haß und Verachtung und was es nur an schimpflichen Gefühlen gibt, müssen dagegen bei den weniger denkenden Menschen gegen jene niedere Menschenklasse laut werden, die wohl einsieht, daß sie in der Tyrannei lebt und doch jeden Tag an der Wahrheit, an sich selbst und andern zum Verräther wird,

dem Tyrannen um die Wette schmeichelt, ihn ehrt, vertheidigt und den Nacken zuerst seinem Joche darbietet, nur um ihre elenden und schuldlosen Mitbürger doppelt und ungestraft unterdrücken zu können. Wenn ich nun diesen wichtige Unterschied zwischen demjenigen Theil der Sklaven, die sich in der Tyrannei zum freiwilligen Werkzeug der Unterdrückung machen, und dem, der dessen Opfer ist, durchführe, so komme ich auf eine Behauptung, die zwar Vielen als trügerisch und unglaublich erscheinen wird, die ich nichtsdestoweniger aber für vollkommen begründet und wahr halte. Ich sage nämlich, daß von der Treue und der blinden, mächtigen Hartnäckigkeit selbst, mit der diese Völker ihre Tyrannen vertheidigen, sich

auf das schliessen läßt, was sie für die Freiheit thun würden, wenn man sie schon von den Windeln an, statt des Namens Tyrann, die Namen Republik und Freiheit, als heilig und erhaben, achten gelehrt hätte.

Das Laster der Tyrannei und der größte Schimpf der Knechtschaft liegt also nicht auf dem Volke, das unter jeder Regierungsform stets die am wenigsten verdorbene Klasse ist, sondern gänzlich nur auf denjenigen, die dasselbe betrügen. Der beste Beweis dafür ist, daß, so oft der Tyrann das Maaß überschreitet, das menschliche Dummheit zu ertragen vermag, das niederste und gemeinste Volk immer das Erste ist, das sich dagegen erhebt, obgleich es doch in seiner vollkommenen

Unwissenheit den Tyrannen für einen Gott hält. Die Letzten dagegen, die sich gegen seine Mißhandlungen empören, gehören stets der höchsten, vornehmsten Klasse seiner täglichen Umgebung an, die ihn doch kennt und weiß, daß er weit weniger als ein Mensch ist. Ich schließe daher, daß nur diejenigen des Sklavenlooses würdig sind, die, ungeachtet sie die Idee der wahren Freiheit in sich tragen, dennoch die Knechtschaft derselben vorziehen, und sich sogar ein Verdienst daraus machen, ihres Gleichen, so sehr als nur in ihrer Macht steht, derselben Herrschaft gänzlich zu unterwerfen.

Siebentes Kapitel.

Wie der Tyrannei abzuhelfen sei.

Der Wille so wie die Meinung Aller oder der Mehrzahl erhält und stürzt die Tyrannei. Sobald aber das Volk in der Tyrannei keine Idee einer andern Regierungsform hat, wie kann man Allen oder der Mehrzahl den neuen Gedanken der Freiheit einflößen? Leider muß ich ant=

worten, daß es auch nicht ein kräftiges und schnell wirkendes Mittel gibt, eine solche Wirkung hervorzubringen und in den Ländern, wo die Tyrannei seit vielen Geschlechtern Wurzel gefaßt hat, es noch weit mehrerer bedarf, ehe die Meinung des Volkes sich auf deren Ausrottung wendet.

Ich sehe voraus, daß mir die europäischen Tyrannen alles bisher Gesagte dieses einzigen Ausspruches halber vergeben. Um jedoch ihre eben so thörichte als unmenschliche Freude zu mäßigen, sage ich, daß wenn auch keine wirksamen und schnellen Mittel gegen die Tyrannei vorhanden, es doch deßungeachtet viele, und vorzüglich ein schnell und sicher wirkendes und untrügliches gegen die Tyran-

nen gibt. Die Mittel gegen den Tyrannen liegen in der Hand eines jeden, ja selbst des unbedeutendsten Individuums; die wirksamsten, sichersten und schnellsten Mittel gegen die Tyrannei aber liegen, (wer sollte es glauben?) in der Hand des Tyrannen selbst. Ein freier, wilder Charakter kann, sobald er eine ihm persönlich oder der großen Gesammtheit erwiesene Kränkung lebhaft fühlt, für sich allein mit wirksamen Erfolge mit dem Stahle dem Tyrannen entgegenwirken; gäbe es mehrere solcher Charaktere, so würde durch deren Einfluß auf Alle, bald eine gemeinsame Opposition gegen den Tyrannen entstehen. Doch Charaktere von solcher Art, sind vorzüglich unter so schändlichen Regierungen, äußerst selten und aus der

Vernichtung des Tyrannen geht nie auch die Vertilgung, wohl aber die Vergrößerung der Tyrannei hervor. Leider bin ich gezwungen, hier eine sehr harte Wahrheit niederzuschreiben und diese ist: daß in der Grausamkeit, in den steten Bedrückungen und Schändlichkeiten der Tyrannen selbst, das schnellste, wirksamste Mittel gegen die Tyranei liegt. Je schändlicher der Tyrann ist, je weiter er den Mißbrauch seiner gesetzwidrigen und unumschränkten Gewalt treibt, je mehr Hoffnung ist vorhanden, daß die bedrückten Völker endlich aufstehen, die Wahrheit erfassen und einer so fluchwürdigen Regierung eine Ende machen werden. Die Menge überzeugt sich selten von der Möglichkeit eines Uebels, das sie nicht selbst

erfahren; erst dann, wenn sie durch eine Reihenfolge scheußlicher Ungeheuer eine blutige, schreckliche Erfahrung gemacht hat, wird sie von der Schändlichkeit der Tyrannei vollkommen überzeugt sein.

Wäre es je möglich, daß ein guter Bürger der Rathgeber eines Tyrannen würde, und könnte derselbe den erhabenen Gedanken fassen, sein eigenes Leben und noch mehr seinen Ruf aufzuopfern, um die Tyrannei schnell und sicher zu stürzen, so hätte er kein besseres Mittel, als den Tyrannen zu allen nur erdenklichen Ausschweifungen zu verleiten, um dadurch seine Person und seine Macht bei Allen auf das Aeußerste verhaßt zu machen. Ich sage absichtlich: „seine Person und seine Macht bei Allen," da

jede rein persönliche Ausschweifung des Tyrannen nur ihm selbst schaden würde, wogegen jede öffentliche Ausschweifung und Bedrückung, im Verein mit seinen persönlichen auf gleiche Weise die große Gemeinschaft wie die einzelnen Individuen zur Wuth aufregt; dies würde dem Tyrannen wie der Tyrannei gleich schädlich werden und beide gleichzeitig vernichten. Dieses schändliche und verabscheuenswerthe Mittel, denn als solches muß ich es selbst anerkennen, würde leider der einzige erfolgreiche Weg zum Sturze der Tyrannen wie der Tyrannei sein.

Ich schaudere vor dieser nur allzu begründeten Behauptung, aber noch mehr vor dem Gedanken, was dies für Regierungen sind, in welchen ein wackerer Mann,

wenn er mit fester Gewißheit das Wohl Aller bezwecken wollte, sich entweder gezwungen sieht, sich selbst zu einem ehrlosen, niederträchtigen Schurken zu stempeln oder von seiner hochherzigen, anders nicht ausführbaren Unternehmung abzustehen. Ein solcher Mensch *) wird sich niemals finden und jene früher angedeutete schnelle Wirkung läßt sich nur von einem lasterhaften, schurkischen Minister erwarten. Da dieser aber von seinem Eigenthum nur den guten Namen, den er doch ohnehin nie gehabt, verlieren und seine usurpirte Gewalt, seinen Raub und

*) Cooper hat in seinem trefflichen Roman „Der Spion" diesen eben so erhabenen als leider nur chimärischen Charakter in dem Helden selbst trefflich gezeichnet. A. d. H.

sein Leben durchaus behalten will, so wird er zwar den Tyrannen so grausam werden lassen, als nöthig ist, um die Unterthanen im höchsten Grade unglücklich zu machen, aber doch nicht in dem Grade, der eben nöthig wäre, sie alle zur Wuth und Rache aufzuregen.

Daher hat sich in unserem sanftmüthigen Zeitalter, die Kunst zu tyrannisiren, so sehr verfeinert, und selbe stützt sich auf so viele verborgene und sichere Grundlagen, daß, wenn die Tyrannen nie oder doch nur selten gewisse Grenzen überschreiten und vorzüglich gegen Einzelne nie oder nur unter dem schützenden Mantel des Gesetzes ungerechte Bedrückungen ausüben, die Tyrannei beinahe für die Ewigkeit gesichert ist.

Ich höre hier von allen Seiten den Einwurf machen: „Warum diese Tyranneien mit so viel Eifer und Groll aufdecken und verfolgen, wenn sie doch mäßig und erträglich sind?" Ich antworte, daß dies nicht immer die grausamsten Beleidigungen sind, die am grausamsten wirken, daß man die Uebel mehr nach ihrer Größe und ihren Wirkungen, als nach ihrer Stärke beurtheilen muß, und daß überhaupt derjenige, der uns jeden Tag einige Unzen Blut abzapft, uns langsam eben so sicher tödtet, und dabei länger martert als der, der uns mit einem Streiche tödtet. Sobald alle Kräfte unseres Geistes erschlafft, alle Rechte des Menschen verkürzt oder geraubt, alle hochherzigen Gesinnungen verhindert oder vom wahren

Wege abgeleitet sind, und zahllose Beleidigungen sich fortwährend auf einander folgen, ist da nicht das auf Verstand und Seele beruhende, wahre, in steter Furcht verbrachte, menschliche Leben, mehr ein fortgesetztes Sterben? Was nützt es dem Menschen, der sich zu erhabenem Denken und Handeln geboren fühlt, mit ewigem Zittern die noch immer unsichern zeitlichen Güter, wie Leben und Eigenthum zu bewahren, um ohne Hoffnung einer Wiedererlangung die edelsten und erhabensten Vorzüge der Seele zu verlieren?

Achtes Kapitel.

Durch was für eine Regierung die Tyrannei am besten ersetzt werden würde.

Auch bei dieser Frage sehe ich nicht minder zahlreiche und wichtige Einwürfe mich bestürmen, und dies sollen die letzten sein, auf welche ich antworte. Man wird mir sagen: es ist leichter zu tadeln und niederzureißen, als zu verbessern und zu

schaffen. Wir wußten schon längst, daß die Tyrannei verabscheuenswerth und schändlich sei, und für diejenigen, die dumm genug waren, es nicht einzusehen, war es höchst unnütz, dies zu beweisen. Die Annalen der Geschichte zeigen uns deutlich die Unbeständigkeit der freien Regierungen es ist daher völlig unnütz, zu beweisen, daß man die Tyrannei nicht ertragen müsse, sobald man nicht zugleich untrügliche Mittel lehren kann, der Freiheit eine ewige Dauer zu verschaffen.

Derartige Einwürfe sind leicht gemacht, aber nicht so leicht bekämpft. Was den ersten betrifft, so halte ich es für keineswegs unnütz, den nicht durchaus Dummen, nicht sowohl zu beweisen, daß die Tyrannei eine schändliche Regierung sei,

(da sie sagen, daß sie dies wüßten) als vielmehr ihnen zu zeigen, daß die Regierung, deren sie sich unter dem süßen Namen Monarchie erfreuen, in der That nichts anders ist, als eine vollkommene, reine, den Zeitverhältnissen angepaßte Tyrannei. Diese Tyrannei ist nicht weniger empörend und drückend, als jede andere alte oder asiatische, zugleich aber weit kräftiger gegründet, viel dauerhafter und ebendaher auch von unendlich schlimmern Folgen.

Was den zweiten Einwurf anbelangt. so sage ich, daß das Hinweisen auf den Sitz des Uebels, auf die Ursachen, die Mittel und theilweisen Folgen desselben zugleich auch eine stillschweigende Belehrung ist, worin und wie das Gute beste-

hen könnte. Wenn man also glücklicher Weise dahin käme, die Tyrannei in einem ansehnlichen Theile Europa's, z. B. in Italien zu vernichten, was für eine Regierungsform könnte man wohl einführen, welche nicht nach einiger Zeit mit der Tyrannei eines Einzigen oder Mehrerer endigte?

Wenn ich diese Frage mit der schuldigen Bescheidenheit und Erkenntniß meiner geringen Kräfte beantworten sollte, so würde ich sagen, wie folgt: Wenn Italien sich in den erforderlichen Verhältnissen befände, so werden diejenigen gegenwärtigen Italiener, welche Alles, was von Plato und so vielen andern großen Männern über die am wenigsten fehlerhafte Regierungsform gelehrt worden ist,

am besten bedacht und erwogen, so wie diejenigen ferner, welche die Annalen der Geschichte besser studirt, verschiedene Länder ihres eigenen Jahrhunderts, die Natur, Beschaffenheit, Sitten und Leidenschaften der Menschen kennen gelernt haben, als dann auch mit einer dieser wichtigen Angelegenheit angemessenen Einsicht ermessen können, was für das allgemeine Beste, d. h. für das geringste Uebel angewendet werden müßte. Wollte ich dagegen auf jene Frage anmaßend antworten, so würde ich mich genöthigt sehen, an ein neues Werk Hand anzulegen, das ich dann „von der Republik“ nennen würde, in we.chem ich individuell und ausführlich den Versuch machen würde, über diese Materie zu sprechen. Wenn ich mir

übrigens auch genug Verstand, Einsichten, Gelehrsamkeit und Genie zu diesem Unternehmen zutraute, so müßte ich gleich in meinem Vorworte vorausschicken, wie es nicht möglich sei, etwas Vollkommnes und Unveränderliches zu begründen, wie ferner Verhältnisse, welche sich einem Staate vollkommen anpassen, einem andern dagegen durchaus nicht zuträglich sind, wie ferner andere beim Entstehen eines Staates sich trefflich schicken, in der Zukunft aber wohl gar schaden, und wie endlich, da Menschen, Sitten und Zeiten sich ändern, es unmöglich ist, Alles vorauszusehen nnd unendlich schwer, das Nothwendige gerade zur rechten Zeit auszuführen.

Da alle diese und tausend andere ähn-

liche Dinge schon von vielen Andern weit besser, als von mir gesagt worden sind, (besonders jedoch von dem göttlichen Genie unseres erhabenen Macchiavelli) so wäre dies nur zu sehr gegen die Absicht des Verfassers ein frühzeitiger Beweis von der Unnützlichkeit dieses Buches. Wenn selbst auch meine Republik in der Theorie als weise überdacht, und für Zeit, Ort, Religion, Meinungen und verschiedene Sitten anpassend gefunden werden möchte, so würde dieselbe doch auch nicht in dem kleinsten Winkel der Erde ausführbar sein, sobald sie nicht von einem weisen, wirklichen Gesetzgeber, die so zahlreichen Ermäßigungen und Abänderungen erlitten hätte, wie sie für die gegebene, wirkliche Gesellschaft nothwendig wären, die sich gewiß

in vielen Hinsichten von den Voraussetzungen des idealischen Gesetzgebers unterscheiden wird. Wenn nun auch eine solche geschriebene Republik wirklich einem Volke angepaßt würde, so würde es doch der ganzen menschlichen Weisheit und viel weniger meiner geringen nicht möglich sein, eine Regierung so zu begründen, daß eine unvorhergesehene Begebenheit nicht die Macht hätte, sie entweder unerwartet zu verschlechtern oder zu verbessern, zu verändern oder ganz zu zerstören.

Aus dem, was ich dem Leser bis jetzt so kurz als möglich dargelegt habe, scheint mir hervorzugehen, daß, wenn eine Republik, die in den gegenwärtigen oder zukünftigen Zeiten sich auf den Trümmern irgend einer Tyrannei erheben würde,

ernstlich darauf bedacht wäre, den tödtlichen Einfluß aller jener Verhältnisse, worauf sich die alte Tyrannei gründete, entweder gänzlich zu zerstören oder wenigstens möglichst zu verringern, es immerhin möglich wäre, daß eine solche aufkeimende Republik einiges Gewicht und Beständigkeit erhalten könnte. Da ich bis auf den kleinsten Punkt dargelegt habe, wie eine Tyrannei constituirt ist, so habe ich dadurch wohl auch indirect gezeigt, wie man eine Republik constituiren könnte. Das beste Mittel gegen die Tyrannei, wenn es gleich nur still und langsam wirkt, wird immer sein: sie zu fühlen, und lebhaft fühlen kann sie die große Menge erst dann, sobald Einzelne dieselbe zu enthüllen wagen.

So nothwendig auch zur Enthüllung, Bekämpfung und Vernichtung der Tyrannei ein gewisser innerer Trieb, Kühnheit und eine heiliger Zorn gehört, eben so nothwendig ist auch eine vorsichtige, leidenschaftslose Klugheit, um auf diesen Trümmern ein neues Gebäude zu errichten. Daher würde ein und derselbe Mensch schwerlich zu beiden Unternehmungen verwendbar sein, die, obgleich in ihrem Zwecke sehr ähnlich, dennoch in ihren Mitteln weit verschieden sind. Außerdem muß man auch bemerken, daß jeder politische oder religiöse Meinungswechsel niemals ohne viel Zwang bewerkstelligt werden kann und daher jede neue Regierung anfangs nur zu sehr gezwungen ist, gegen solche, die keine Neuerungen wünschen,

begreifen oder lieben, selbst wenn sie noch so nützlich wären, oft grausam, strenge, ja manchmal auch ungerecht zu sein. Um den Grund einer freien Regierung auf die Trümmer einer ungerechten und tyrannischen zu bauen, ist häufig Gewalt, ja auch viele scheinbare Ungerechtigkeit nothwendig und noch viel nothwendiger, als wenn die Tyrannei auf den Trümmern der Freiheit erhoben werden sollte. Der Grund davon scheint mir sehr einleuchtend. Die Tyrannei tritt nur mit wirklich vorhandener Kraft und gänzlichem Uebergewichte an die Stelle der Freiheit, so daß sie durch fortwährende Drohungen allein die große Mehrzahl im Zaum hält. Während sie mit der einen Hand das fluchwürdige Schwert schwingt, streut sie mit

der andern verschwenderisch das Gold aus, das sie mit dem Schwerte erpreßt hat. Sobald sie daher einige wenige Volkshäupter vernichtet und andere, die schon für die Sklaverei reif waren, bestochen und für sich gewonnen hat, gehorchen und schweigen die übrigen. Die junge Freiheit dagegen, von allen denen, die sich von der Tyrannei mästeten, aufs Wüthendste bekämpft, und vom Volke, das sie seiner Natur nach nur wenig schätzt oder gar nicht kennt, da es sie noch nicht empfunden, nur kalt unterstützt, diese göttliche, unvergleichliche Flamme, welche nur in der Brust Weniger rein und in ihrer ganzen Unermeßlichkeit glüht, sieht sich leider nur zu sehr gezwungen, so viele Schurken, die nicht wieder Bürger wer-

den, aber doch andere daran hindern oder verderben können, zu vernichten. Es ist dies eine beklagenswerthe Nothwendigkeit, welcher Rom, diese glückliche Lehrmeisterin in jedem erhabenen Beispiele, beinahe gar nicht unterworfen zu sein, das Glück hatte, da sie von dem bejammernswerthen außerordentlichen Schauspiele, der auf den Befehl des eigenen Vaters hingerichteten Söhne des Brutns, auf eine kräftige Weise jenen dauerndern und edeln Antrieb zur Freiheit erhielt, der sie wohl durch drei Jahrhunderte hindurch so groß und glücklich machte.

Ich kehre nun zu meinem Thema zurück und beschließe mit diesem Kapitel und folgenden Worten dieses Buch: Es gibt gegen die Tyrannei kein entscheidendes

Mittel als den allgemeinen Willen und die allgemeine Meinung; da nun diese beiden durch die wenigen Menschen, welche denken, fühlen, sprechen und schreiben, nur langsam und zweifelhaft umgeändert werden können, so fühlt sich selbst der tugendhafteste Mensch nur zu sehr gezwungen, in seinem Herzen zu wünschen, daß der Tyrann sich allen möglichen Ausschweifungen hingeben und jedes Maaß überschreiten möchte, um sobald als möglich seinen Sturz und mit ihm auch den der Tyrannei herbeizuführen. Ein solcher Mensch scheint beim ersten Anblick unmenschlich, ja selbst gottlos; aber wenn man bedenkt, daß, wie ich schon früher bemerkt, die wichtigsten Veränderungen unter den Menschen nie ohne wichtige

Gefahren und Verluste vor sich gehen, so wird man leicht begreifen, daß auch nur auf Kosten vieler Thränen und Ströme Blutes die Völker von der Knechtschaft zur Sklaverei übergehen können. Der beste Bürger kann daher ein solch vorübergehendes Uebel herbeiwünschen, ohne deßhalb aufzuhören ein solcher zu sein, da dadurch, daß viele nicht unbedeutendere und meist dauerhaftere Uebel zerstört werden, die größte und dauernde Wohlfahrt Aller entstehen muß. Dieser Wunsch ist daher an sich keineswegs lasterhaft, da er nur das Beste des Gemeinwohls vor Augen hat. Und bricht einst der Tag an, an welchem ein bisher unterdrücktes sklavisches Volk, sich frei, glücklich und mächtig gemacht hat, so wird

es dann alle Niederlagen, Gewaltthaten und Ströme Blutes segnen, durch welche es sich nach einer Reihenfolge von schmachbedeckten verdorbenen Geschlechtern endlich ein edles, treffliches Geschlecht hervorgerufen und tugendhafte Menschen geschaffen hat.

Anmerkung des Herausgebers.

Als Schlußbemerkung zu dem vorliegenden Buche glaube ich hinzufügen zu müssen, daß ich mir hier und da Abkürzungen, die mir zweckmäßig erschienen und dem wesentlichen Sinne keinen Eintrag thaten, erlaubt habe. Obgleich sich zu den auf Zeitverhältnisse bezüglichen Anmerkungen noch weit mehr Stoff und Gelegenheit geboten, so erlaubte doch der Raum des Buches nicht, deren so viele

als ich wünschte, aufzunehmen und ich habe mich hierin nur auf solche beschränkt, die in ihren Beziehungen zu den Ansichten Alfieri's und den gegenwärtigen Zeitverhältnissen gebieterischer als andere hervortraten.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

